

Verlag und Schriftleitung: Berlin SW 68. Fernsprecher: 17 49 01. Drahtanschrift: Deutschverlag. Postcheck-Konto: Berlin Nr. 660. Bank-Konto: Deutsche Bank, Berlin / Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint wöchentlich sechs Mal mit den Beilagen: Unterhaltungsblatt — Frau und Welt — Bauen und Wohnen — Reisen und Wandern — Literarische Beilage — Kraft und Stoff — Weltverkehr. Bezugspreis monatlich 4 Mark 50 (einschließlich 44.04 Pfennig Postgebühren) zuzüglich Zustellgeld. Anzeigenpreis: 30 Pfennig. Familien-Anzeigen und Stellengesuche 20 Pfennig die 22 mm breite Millimeterzeile. Sonstige Preise siehe Preisliste Nr. 6



Bestellungen und Anzeigen-Aannahme: Alsenstein, Hermann-Göring-Str. 18; Bernburg, Kaiserstr. 28; Bitterfeld, Horst-Wessel-Str. 7; Breslau, Schweidnitzer Str. 16-18; Cottbus, Bahnhofstr. 17; Dessau, Friedhofstr. 10; Forst (Lausitz), Kottbusser Str. 1; Frankfurt (Oder), Regierungstr. 5; Gleiwitz, Katharinenstr. 1; Greifswald, Martin-Luther-Str. 4; Guben, Lindengraben 17; Kiel, Eisenbahndamm 10; Königsberg, Pr., Probstei-Str. 6; Küstrin-Neustadt, Rackelmannstr. 1; Landsberg (Warthe), Wollstr. 61; Liegnitz, Carthausstr. 3; Lübeck, Breitenstr. 11; Mülhausen (Thür.), Wanfrieder Str. 58; Neisse (Oberschl.), Altstädter Platz 2; Nordhausen, Bahnhofstr. 6; Opatowitz, Hafenstr. 21a; Ratibor, O.-S., Am Zeughaus 8

Einkreisung — ein Gespenst?

St. Die Wilhelmshavener Rede des Führers war im Ausland mit Hochspannung erwartet worden. Weil Adolf Hitler mit keinem Wort etwas über Polen gesagt hat, meinen nun die englischen Zeitungen, seine Rede hätte die Lage nicht verändert. Daß diese Rede an England gerichtet war, hat man in Paris offenbar besser gemerkt als in London, denn es herrscht darüber eine gewisse Genugtuung bei den Franzosen.

Der Führer hatte nicht die Absicht, die Lage zu verändern, er hat vielmehr mit größter Deutlichkeit von den Konsequenzen gesprochen, die wir ziehen müssen, wenn andere, also zum Beispiel die Engländer, die Lage verändern. Sie sind drauf und dran, dies zu tun, und die Kommentare in ihrer Presse zeugen von einer bedenklichen Unbedachtlichkeit. Trotzdem man jetzt in England weiß, daß Deutschland nicht wie vor dem Kriege einer Einkreisungspolitik untätig zusehen wird, verstärkt die öffentliche Meinung vom konservativen „Daily Telegraph“ über den liberalen „New Chronicle“ zum sozialistischen „Daily Herald“ den Druck auf die Regierung. Die Einkreisung beschleunigen, heißt das Thema aller Zeitartikel. Man möchte gern den Begriff der Einkreisung so definieren, daß er auf die britischen Alliierten gegen Deutschland nicht paßt. Damit lassen wir uns nicht irreführen, es geht um unsere Sicherheit, und wir entscheiden selbst, welche Handlungen einer ausländischen Regierung wir als eine gegen uns gerichtete Einkreisung zu empfinden haben. In der Beurteilung solcher Situationen haben wir Deutschen ja leider die besten Erfahrungen. Um eingekreist werden zu können, muß man schließlich in der Mitte liegen, was unser deutsches Schicksal ist.

Wenn also England die Lage verändern will, so kennt es die Folgen. Es hat drüben erleichtert gewirkt, und wird von einigen Zeitungen sogar gelobt, daß Deutschland den Flottenvertrag am Sonnabend noch nicht aufgekündigt hat. Auch das ist ein Beweis dafür, daß in der Lage nicht verändert haben. Die Engländer aber wissen seit Sonnabend, durch welche Haltung und durch welche Handlungen sie diesem deutsch-englischen Vertrag nach unserer Auffassung die praktische Grundlage entziehen würden. Nach den bisher vorliegenden Berichten ist allerdings das englische Publikum durch seine Zeitungen über diesen Kernpunkt nicht hinreichend unterrichtet worden. Die Aufklärung der Massen ist so mangelhaft, wie vor 1914, als das englische Volk, das Parlament von Westminster und sogar die Hälfte der Kabinettsmitglieder von dem Maß der Verpflichtungen keine Ahnung hatten, die ein kleiner Kabinettsausschuß zur Einkreisung Deutschlands eingegangen war. Es fehlt im heutigen England die Aufklärung des Volkes darüber, daß England und Deutschland sich in ihren Lebensphären nicht zu führen brauchen. Der Führer sprach von dem „heiligen Wunsch“ des deutschen Volkes mit England in Frieden zu leben, aber wer fragt in England dafür, daß dieser Wunsch ein beiderseitiger wird?

Solange der Wunsch einseitig bleibt, ist an eine Verständigung nicht zu denken, und ein modus vivendi kann nur darin gefunden werden, daß die beiden Völker sich aus dem Wege gehen. Damit wäre allerdings schon einiges gewonnen, und in diesem Sinne ist den Engländern gesagt worden, daß sie im deutschen Lebensraum nichts zu suchen haben.

Wenn man uns nun vorhält, wir seien vom Gespenst der Einkreisung besessen, so können wir nur bedauern, daß wir vor dem Kriege von diesem Gespenst nicht so befallen waren, wie die Engländer von dem der Invasion. Das war allerdings ein Gespenst, denn eine deutsche Landung an der englischen Küste war ein Kinderfabel, den doch nur in England erwachsene Menschen glauben konnten. Selbst Wilhelm von Dranien hätte nicht landen können, wenn ihn das England der glorreichen Revolution nicht zur Vertreibung der Stuarts gerufen hätte. Die Einkreisung aber war kein Gespenst, sondern eine Tatsache, der sich ein früheres Deutschland leider nicht rechtzeitig genug bewußt geworden war. Was die Engländer selbst von dieser Politik profitiert haben, können sie bei jedem Blick in die Welt, ganz gleich in welcher Himmelsrichtung, feststellen.

Mit einem solchen Blick in die Welt hat eine einzige englische Zeitung vielleicht geahnt, welche abenteuerlichen Folgen der sogenannte „neue Kurs“ haben kann, von dem in England jetzt so viel die Rede ist. Die „Times“ hat versucht, der Chamberlainschen Unterhausrede über die einseitige Garantie Polens ihre eigene Auslegung zu geben. Unabhängigkeit und Unversehrtheit seien zwei verschiedene Dinge. Da die Engländer immer gern einen letzten Vorbehalt machen, sind die Worte Chamberlains natürlich nicht zufällig gewählt worden, aber das Foreign Office desavouiert diesen Versuch, Chamberlains Worte „zu verdeutlichen“. Man will offenbar bei der Auslegung der Begriffe dem polnischen Außenminister Bed nicht vorgehen, der heute abend in London eintrifft.

Diese zarten Rücksichten sind Sache der Downing Street, wir müssen uns an grundsätzlichere Tatsachen halten. Chamberlain hat seine Garantie ausdrücklich als eine Zwischengarantie formuliert. Sie soll nur den

ein Gespenst?

Zeitraum überbrücken, bis die von England eingeleiteten Konsultationen mit andern Mächten zum gewünschten Ergebnis geführt haben. Damit ist also diese Zwischengarantie ganz eindeutig als ein Stück Politik gekennzeichnet, das in den größeren Bereich des Einkreisungsplanes hineingeht. Ein Kredit von zwanzig Millionen Pfund wird als Köder in Aussicht gestellt. Man sieht, daß die Preise höher werden, denn Prag mußte sich nach München mit zehn Millionen Pfund begnügen, die überdies zum größten Teil bei der Bank von England verblieben. Die italienische Zeitung „Regime Fascista“ stellt in einer Liste zusammen, wer von England beschützt wurde und Geld bekam: Tafari, Beneß, China und Spanien. Die Liste spricht für sich. Es sind die Methoden eines kapitalistischen Imperialismus, der in einer falsch verstandenen Verteidigung des Bestehenden sich überall da einmischt, wo Neues im Werden ist.

Diese Politik wird mit einem „cant“ durchgeführt, für den wir ein Beispiel herausgreifen, das alle Versuche, dieses Wort und seinen Sinn zu erklären, überflüssig macht. In der englischen Presse finden sich ganzseitige Anzeigen unter der Überschrift „Berühmte Freunde der Humanität“. Darunter stehen die Bilder von Winston Churchill, Anthony Eden und Duff Cooper. Sie sind allen als die Feinde Deutschlands bekannt. Wie könnte man sich also besser Namen bedienen, um einem Uebel, einer Menschheitsplage zu Leibe zu gehen? Die Anzeige ist aufgegeben vom königlichen Hospital zur Bekämpfung des Krebses, das um milde Gaben zum Bau eines neuen Lazarettflügels bittet. Wir wünschen dem Hospital allen Erfolg zur Ausrottung des Krebses und bewundern die Frömmigkeit, eine so humane Kellame mit den Namen der Menschenfreunde zu betreiben, die für das Programm der Ausrottung des deutschen Volkes stehen.

Führerbesuch auf Helgoland

Die Fahrt mit dem „Robert Ley“ um einen Tag verlängert

dnb. Berlin, 3. 4. Unter dem Eindruck des schönen Verlaufes der AdF-Weise auf dem „Robert Ley“ hat der Führer die Fahrt, die ursprünglich am Montag enden sollte, noch um einen Tag verlängert. Adolf Hitler hatte sich am Sonnabend im Anschluß an die Rundgebung von Wilhelmshaven an Bord des AdF-Flaggschiffes begeben.

dnb. An Bord des AdF-Flaggschiffes „Robert Ley“, 3. 4. Die Jungfernfahrt des AdF-Flaggschiffes „Robert Ley“ gestaltete sich durch die Teilnahme des Führers, zu einem unergreiflichen Erlebnis für die AdF-Fahrer. Nachdem das Schiff die Nacht zum Sonntag auf Schilling-Neele auf der Jade vor Anker gelegen hatte, fuhr es am Sonntagmorgen bei herrlichem Sonnenschein in See und nahm Kurs auf Helgoland. Es wurde auf seiner Fahrt von den Zerstörern „Dietrich von Rösser“ und „Germann Rönne“, der 5. Zerstörer-Flottille, begleitet. Man kann sich die Freude kaum vorstellen, die das Bewußtsein der Anwesenheit des Führers bei den mehr als 1000 AdF-Fahrern auslöst. Seit Sonnabend abend hält sich Adolf Hitler auf dem Schiff auf; er ist von frühen Morgen bis zum späten Abend, bei den Rundgängen auf dem Promenaden, im Speiseraum und in den Gesellschaftsräumen stets im Kreise der Urlauber, die an dieser Jungfernfahrt des neuesten und schönsten Schiffes der AdF-Flotte teilnehmen.

Großes Leben an Bord Das Leben an Bord nimmt auch in Anwesenheit des Führers seinen gewohnten Verlauf. Die Urlauber sind des höchsten Lobes voll über die wunderbare Ausstattung und Einrichtung des Schiffes, das in seiner geschmackvollen Gebiegenheit und praktischen Zweckmäßigkeit, in seiner Geräumigkeit und Bequemlichkeit eine Spitzenleistung darstellt.

Schon vom frühen Morgen an nimmt der Führer an dem allgemeinen Bordleben teil. Immer wieder wird er auf den Promenaden von einem großen Kreis von Urlaubern umgeben; in fröhlicher und kameradschaftlicher Unterhaltung vergeht die Zeit wie im Fluge. Bei einem Gang durch das Schiff sieht man mitten unter den mehr als tausend AdF-Fahrern aus allen Gauen Großdeutschlands einige Reichsleiter, fast sämtliche Gauleiter und zahlreiche führende Männer der D-Mark, des Sudetenlandes, Angehörige aller Gliederungen aus dem übrigen Reichsgebiet, namhafte Künstler und Architekten; unter

„Vermögende Emigranten“ für England

Note Mörder mit ihrem Raub stets willkommen

dnb. Paris, 3. 4. Einer Havas-Meldung zufolge ist „Oberst“ Casado und die Mitglieder des ehemaligen nationalen Verteidigungsrates von Madrid am Montagvormittag an Bord des britischen Lazarettschiffes „Maine“ in Marseille eingetroffen. An Bord des Schiffes befand sich ebenfalls der ehemalige Führer der Levante-Brigade, Mendez, das Nationalkomitee der roten CNT-Gewerkschaft sowie weitere 200 rote Banditen, „als zivile und militärische Persönlichkeiten“ angeprochen.

Die genannten Prominenten Verbrecher werden auf dem Bahnwege nach Dieppe und von dort nach England gebracht werden. England soll sich zur Aufnahme dieser Flüchtlinge bereit erklärt haben. Es wird in Paris offen darauf hingewiesen, daß Casado und die seinen Englands

Bier Themen für London

Die Lage nach der Führerrede — Vor Aussprache Bed-Halifax

Von unserem Berichterstatter

gl. London, 3. 4. Die sonst so ruhige Osterwoche steht diesmal durch die heutige große außenpolitische Debatte im Unterhaus, der an Donnerstag wahrscheinlich noch eine zweite folgen wird, und durch den Besuch des polnischen Außenministers Bed sowie des französischen Luftfahrtministers, die beide heute nachmittag in der englischen Hauptstadt eintreffen, für London im Zeichen größter politischer Aktivität.

Programme für Bed Oberst Bed wird heute abend auf dem Victoriabahnhof in London eintreffen und dort von dem englischen Außenminister, Lord Halifax, begrüßt werden.

Der Inhalt der zu erwartenden politischen Gespräche läßt sich in vier Punkten zusammenfassen: 1. Erweiterung der britischen Beistandsverpflichtung für Polen, die ja bisher einseitig ist, zur Gegenseitigkeit. 2. Gewährung einer Anleihe von 20 Millionen Pfund für Ankauf von Waffen und Hilfsmaterial. 3. Bepflichtungen über die Aufnahme von 50 000 „überflüssigen“ polnischen Juden jährlich in britische Empire und 4. schließlich Bepflichtungen im Zusammenhang mit Danzig.

In Bukarest bis Ankara

Das politische Interesse konzentriert sich im übrigen auf den weiteren Ausbau des bis jetzt nur auf Polen ausgedehnten englisch-französischen Systems. Die Mächte erwarten übereinstimmend einen baldigen Beitritt Ruminiens. Am weitesten geht der diplomatische Korrespondent des „Daily Telegraph“, der meldet, daß am vorigen Donnerstag, als das britisch-französische Beistandsversprechen nach Polen übermittelt wurde, ein analoges Angebot nach Bukarest geschickt worden sei. Mit dem Eintreffen der Antwort in London werde jeden Augenblick

gerechnet. Verschiedene Blätter erwarten, daß bei einer rechtzeitigen Ankunft der Antwort aus Bukarest der Premierminister bereits heute nachmittag bei der außenpolitischen Unterhausdebatte die Ausdehnung des britisch-französischen Beistandsversprechens auf Rumänien bekanntgeben werde. Welch große Rolle bei der Bildung der angeblichen „Friedensallianz“ strategische Überlegungen spielen, geht aus einer weiteren Meldung des „Daily Telegraph“ hervor, die besagt, daß in Ankara in Kürze Verhandlungen mit der türkischen Regierung aufgenommen werden, um die Genehmigung der Türkei für freie Durchfahrt der Kriegsschiffe der Westmächte zu erhalten, wenn diese Polen und Rumänien über das Schwarze Meer Hilfe senden wollten.

Foreign Office rügt die „Times“

Die außenpolitische Debatte heute wird, wie bereits gemeldet, vom stellvertretenden Oppositionsführer Greenwood eröffnet und Chamberlain wird auf seine Rede antworten. Die Opposition dürfte hauptsächlich ihren Wunsch nach einer engeren Zusammenarbeit mit Sowjetrußland Ausdruck geben. Der bereits mehrfach erwähnte „Times“-Artikel vom Sonnabend morgen, in dem das Beistandsversprechen dahingehend interpretiert worden war, daß es in erster Linie dazu dienen solle, die Regelung noch offener Fragen zwischen Deutschland und Polen zu ermöglichen, hat inzwischen ziemlich hohe diplomatische Wellen geschlagen. Der polnische Botschafter erschien im Laufe des Sonnabends im Foreign Office und gab dem Betreffenden der polnischen Regierung über diese Interpretation Ausdruck.

Lord Halifax versichert ihm, daß sie sich keineswegs mit den Ansichten der Regierung decken und das Foreign Office gab dann, wie bereits im Sonntagsblatt angekündigt, folgende amtliche Erklärung an Presse und Rundfunk: „In offiziellen Kreisen ist man überaus froh, daß in London Versuche gemacht werden, die Erklärung, die der Premierminister im Unterhaus gegeben hat, zu verdeutlichen. Der Erklärung wird allerdings Bedeutung beigegeben, deren Sinn vollkommen klar und logisch ist. In offiziellen Kreisen hegt man keinen Zweifel darüber, daß die polnische Regierung unter den gegenwärtigen Bedingungen den Wunsch hegt, die Regierung seiner Majestät voll informiert zu halten, abgesehen davon, daß die englische Regierung keineswegs danach, die polnische Regierung in irgendeiner Weise zu beeinflussen, was die Gestaltung ihrer Beziehung zur deutschen Regierung anbelangt.“ Es wird erwartet, daß der Premierminister in seiner heutigen Unterhausrede nochmals ausdrücklich von der „Times“-Version abriden wird. Der „Daily Telegraph“ greift heute in seinem Leitartikel die „Times“ an und sagt, daß eine derartige Interpretation offensichtlich aus der ganzen Garantie einen Unfuss mache.

Die Instruktionen für Bed

Von unserem Berichterstatter

qu. Warschau, 3. 4. Vor der Abreise des Ministers Bed nach London hat eine Bepflichtung beim Staatspräsidenten stattgefunden, zu der der Außenminister hinzugezogen wurde. Es ist zu vermuten, daß Bed diesmal mit sehr genauen Instruktionen versehen seine Auslandsreise unternimmt. Die polnischen Regierungsblätter betonen, daß Polen bei den Grundlagen seiner Außenpolitik bleibe und Vordruckungen nach wie vor ablehnen werde. Der „Kurjer Powszechny“ erklärt ausdrücklich, daß der erste englische Vorschlag einer gemeinsamen Erklärung in Warschau auf Ablehnung gestoßen sei mit Rücksicht auf die Nichtangriffspakte Polens mit seinen Nachbarn. Als möglich gilt jedoch, daß es in London zu einer zweifachen Vereinbarung mit gegenseitigen Hilfsleistungsvorgaben zwischen England und Polen kommt.

Die polnischen Zeitungen zitieren ausführlich die ausländischen Stimmen zu der Bedreise, um zu zeigen, daß dem Ereignis in Europa ganz besondere Beachtung geschenkt wird. Die Polnische Telegraphenagentur bringt einen Bericht aus Berlin, daß in dortigen politischen Kreisen darauf aufmerksam gemacht werde, daß der Führer habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß Deutschland sich weder erschrecken noch eintreiben lasse.

Der Bericht der Agentur „Tas“ betont, daß die deutsche Presse ihre Angriffe ausschließlich an die Londoner Adresse richte und gibt ausführlich die Sonntagspfeile der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, „Der Kontinent“, wieder.

Die Stimmungen, die in einigen Kreisen Polens durch die Chamberlain-Erklärung ausgelöst wurden, veranlassen den „Dobry Wieczor“ zu einer Warnung. Das Blatt meint, daß patriotische Begeisterung gegenüber der Erklärung, die als eine Art Universalmittel für europäische Schmerzen angesehen würde, sich mit dem Glauben an die eigene Kraft und die eigene nationale Würde nicht vereinbaren ließe.

Reise Cafencus nach Ankara

Dardanellenbesprechungen?

up. Bukarest, 3. 4.

Der rumänische Außenminister Cafencu hat, wie hier verlautet, die Absicht, noch vor seiner geplanten Reise in die westeuropäischen Hauptstädte kurz nach Ostern einen Besuch in Ankara abzustatten. Bei dieser Gelegenheit werde er mit der türkischen Regierung die Frage der Dardanellendurchfahrt besprechen. Rumänien hat, so wird erklärt, den Wunsch, von der Türkei die Zustimmung dafür zu erlangen, daß im Falle eines Angriffs auf Rumänien Kriegsschiffe der mit diesem verbündeten Mächte automatisch von der Türkei die Erlaubnis zur Durchfahrt durch die Dardanellen erhalten, um Rumänien Hilfe bringen zu können.

Interessen stets freundlich gegenübergestanden hätten und im übrigen als vermögende Emigranten taum leicht fallen würden, was den Schluß auf umfangreiche „Sicherstellung“ spanischer Werte in Gestalt von Schmutz Ermdeter und Kreuzen und Ketten verbrannter Kirchen zuläßt.

Ein Gespräch Zwetkowsky-Malschek

dnb. Belgrad, 3. 4.

Zwischen dem jugoslawischen Ministerpräsidenten und Innenminister Zwetkowsky und dem Präsidenten der Kroatischen Bauernpartei, Dr. Malschek, fanden am heutigen Montagvormittag im Agrarern Banjastagegebäude eingehende Besprechungen über Vorbedingungen und Wege zur Lösung der kroatischen Frage statt. In einer amtlichen Verlautbarung heißt es, daß diese Besprechungen in einem freundschaftlichen Geist geführt wurden und am Dienstagvormittag fortgesetzt werden sollen.

Das Ausland zu Wilhelmshaven: Hitlers Antwort an England

London:

Von unserem Berichterstatter

gl. London, 3. 4.

Die gesamte Londoner Presse steht unter dem starken Eindruck der Führerrede in Wilhelmshaven und gibt die Rede in ausführlichen Auszügen wieder. Die erwarteten Sensationen der vorherigen Panikmache hier sind allerdings ausgeblieben. Die „Times“ nimmt auf die Unterbrechung des deutschen Friedenswillens durch den Führer Bezug und stellt fest: „Wenn er andererseits wirklich ernstlich meint, wie er in Wilhelmshaven sagte, wir wünschen nur eine wirksame Verständigung mit anderen Ländern zu erhalten und auszubauen, dann wird er nicht nur Sympathie, sondern auch Unterstützung in Großbritannien finden, dessen Industrieleiden eine Schwächung erfahren, vorbereitende Abkommen mit den deutschen Industrievertretern zu schließen.“ Auch die „Daily Mail“ beschäftigt sich mit dem Friedensbekenntnis des Führers und mit der Ankündigung, daß der nächste Parteitag „Parteitag des Friedens“ heißen wird. Das Blatt führt dann aber fort: „Wenn Hitler vom Frieden spricht, meint er einen deutschen Frieden.“ Der dem Foreign Office nahe stehende „Daily Telegraph“, der trotz eifrigster Suche den Worten des Führers keine friedensfeindliche Absicht unterstellen kann, erklärt dieses für das anti-deutsche Blatt enttäuschende Ergebnis mit der Feststellung: „Die Praxis Hitlers besteht darin, erst zu handeln und dann zu sprechen.“

Paris:

daz. Paris, 3. 4. (Eigenbericht)

Wenn hier auch sozusagen eine gewisse Befriedigung darüber zu verzeichnen ist, daß der Führer in seiner Wilhelmshavener Rede sich in der Hauptsache an England wandte und daß er den Friedenswillen des deutschen Volkes in den Vordergrund stellte, so nehmen die Franzosen die Rede doch mit großer Zurückhaltung auf. Der rechtsbürgerliche „Sour“ sagte z. B., man müsse die Rede mit Vorbehalt und Nachsicht aufnehmen, und das „Journal“, das ausführliche Auszüge der Rede bringt, zeigt sich gleichfalls mißtrauisch. Der amtlich insizierte „Petit Parisien“ stellt seine Betrachtungen unter das Motto: Die Rede sei ironisch, aber etwas verlegen gewesen und enthalte neben friedfertigen Vorschlägen verführerische Drohungen.

Der „Antirassisme“ stellt an den Anfang seiner Betrachtungen die Worte Chamberlains: „Wenn Polen angegriffen wird, wird England ihm zu Hilfe kommen“, die Hitlers gegenüber: „Ich will niemanden angreifen.“ Die Zeitung behauptet, damit wolle der Führer zeigen, daß Polen nicht bedroht, folglich die englische Garantie unnütz sei und die Bedeutung des Zusammenstoßes Deutschlands mit den englischen Persönlichkeiten in London solle vielmehr damit herabgemindert werden: Von dieser etwas selbstischen Ansicht ausgehend, schließt das Blatt diese Betrachtung, indem es meint, wenn die polnisch-englischen Verhandlungen im Geleise einer Bedrohung Polens durch das Reich stünden, so würde ein solches polnisch-englisches Abkommen, das sicherlich abgeschlossen werden würde, das französisch-polnische Abkommen vervollständigen und seinen Wert erhöhen. Im gleichen Zuge er-

kennt aber dann das Blatt an, daß die Rede Hitlers keineswegs die internationale Lage verschlechtert habe.

Der „Temps“, der fast den ganzen Wortlaut der Führerrede veröffentlicht, gibt auch den ersten offiziellen Kommentar dazu. Auch dieser Kommentar wie andere Meldungen des Blattes zu demselben Thema steht unter dem Motto, daß die Rede des Führers sich in der Hauptsache an England richtet, und man merkt dem französischen Leitartikel förmlich die Beruhigung über diese Feststellung an. Abgesehen davon aber, ist der Leitartikel ein Musterbeispiel für die juristische Spitzfindigkeit und zugleich für die Verleumdung der amtlichen Kreise, eine Antwort zu finden. So streift denn der „Temps“ die These, daß die Führer-Widersprüche enthalte. Denn sie wiederhole zwar die Versicherung der deutschen Friedensbereitschaft, enthalte gleichzeitig aber unüberhörliche Drohungen. Die Rede habe keineswegs alle Brücken abgebrochen.

Die Hauptsache sind für den „Temps“ die Teile der Rede, die als eine Antwort an Chamberlain aufgefaßt werden können. Hier glaubt der halbamtliche Kommentator die meisten Widersprüche entdecken zu können. So vergesse der Führer scheinbar bei seinen Vorwürfen an die englische Adresse, daß Deutschland von einer Konferenz zur anderen und von Verhandlung zu Verhandlung bereits zu viele Vorteile errungen habe, daß es sich mit Leichtigkeit von den Ketten von Versailles befreien und seine militärische Macht so ausbauen konnte, daß es heute Europa das Gesicht seines Handels diktieren zu können glaubt, so als wolle Deutschland siegreich aus dem Weltkriege hervorgegangen wäre.

Wenn Adolf Hitler heute erkläre, das Reich würde in Gefahr der drohenden Gefahren nicht untätig bleiben, so könne man nur feststellen, daß es keine anderen drohenden Gefahren gebe als die, die das nationalsozialistische Deutschland selber schaffe. Der „Temps“ schließt dann damit, es bestehe nirgends und in keinem Lande die Absicht, Deutschland einzukreisen.

Warschau:

daz. Warschau, 3. 4. (Eigenbericht)

Die Führerrede ist von der polnischen Presse in großer Aufmerksamkeit gebracht worden. Die Blätter stellen dabei ihre Überlieferungen an die Adresse Englands gerichtete Worte besonders heraus. Das Regierungsblatt „Kurjer Poranny“ hebt die Unterscheidung des Führers zwischen feindlichen und unfeindlichen Nationen hervor, andere Blätter schenken der Erklärung des Führers besondere Beachtung, daß Deutschland auch in Zukunft einer Freizugs- und Handelspolitik nicht tatenlos gegenüberstehen werde.

„Ilustrowany Kurjer Codzienny“ (Illustrierter Kurier) erwähnt die Gewalttaten, die sich England im Laufe seiner dreihundertjährigen Geschichte bei der Errichtung seines Imperiums ausgedehnt haben und „Kurjer Warszawski“ erklärt in einer Meldung aus Berlin, polnisch am bedeutendsten sei die Feststellung des Führers gewesen, der größte Fehler des Vorkriegsdeutschlands habe darin bestanden, es zu einer Einkreisung des Reiches kommen zu lassen. Diesen Fehler werde Deutschland nicht wiederholen.

In politischen Kreisen Warschaws legt man großen Nachdruck auf die Mitteilung des Führers, er habe sich entschlossen, den kommenden Parteitag den „Parteitag des Friedens“ zu nennen.

Rom: „Mit zwei britischen Ideen abgerechnet“

Von unserem Berichterstatter

ho. Rom, 3. 4.

Die große Rede des Führers in Wilhelmshaven war das politische Hauptthema der italienischen Sonntagspresse. Die Führerrede folgt nach knapp einer Woche der Ansprache des Duce an die alte Garde des Faschismus, und der beherrschende Eindruck in Italien ist die grundsätzliche Übereinstimmung dieser beiden Reden in der gegenwärtigen weltpolitischen Lage. Ebenso wie in der Duce-Rede findet Italien in der Führerrede die Haltung des „bewaffneten Friedens“, und die unumkehrbare Warnung an die Demokratien, sich keinen Illusionen über die Stärke der Achse hinzugeben. Selbstverständlich haben die Worte des Führers über die Achse als die natürlichste Konstruktion der Welt den stärksten Widerhall in Italien ausgelöst, um so mehr, als die Erklärung des Führers in einem Augenblick erfolgte, in dem sich Italien in einem entscheidenden Stadium seiner Geschichte durch den Kampf um die nationalen Aspirationen befindet.

„Popolo di Roma“ schreibt zu der Rede Adolf Hitlers, daß der Führer mit scheinbarer Ironie mit zwei feststehenden britischen Ideen abgerechnet habe, erstens mit der Idee, daß England immer die Augen verdorren, einer Idee, mit der auch Italien seine Erfahrungen während des Abessinienkrieges gemacht habe, und zweitens mit der Idee, daß Großbritannien zwar das Recht habe, sich in die politischen Probleme der ganzen Welt einzumischen, daß aber niemand sich um die englischen Probleme kümmern dürfe. In dem der Zukunft zugewandten Teil seiner Rede habe der Führer zwei Versicherungen abgegeben, die den Grundstein des europäischen Friedens bilden könnten. Die erste dieser Versicherungen betreffe die alte Voraussetzung des Friedens, nämlich daß die Achse fest und unerschütterlich sei. Die zweite Versicherung sei diejenige, daß Deutschland nicht beabsichtige, andere Völker anzugreifen, eine Versicherung, mit der der Führer die Eigenkompanie, die die Einkreisungspolitik rechtfertigen sollte, gebraucht habe. Die Worte des Führers hätten in diesem ersten europäischen Moment, wie wirklich angeregt und wie sich verteidigt, wie einzutreten versuche und wie die Einkreisung abwehre.

„Frieden oder Krieg“ fragt im gleichen Sinne der „Resto del Carlino“, das faschistische Blatt von Bologna. Genau sechs Monate nach München, so schreibt das Blatt, sei es schwer vorzusagen, bis zu welchem Punkt es dem guten Willen Deutschlands und Italiens gelingen werde, den Frieden zu bewahren, den die Demokratien bedrohten. Frankreich habe die italienischen Forderungen zurückgewiesen, aber Mussolini habe in seiner Rede in Calabrien nicht die Auseinandersetzung verschärft, sondern er habe erklärt, daß Italien abwarten könne. Mit anderen Worten: Italien werde trotz der Schließung der Tür durch Daladier nicht den Frieden gefährden. Wenn der Frieden nur vom Willen Italiens abhänge, brauchte man keinen Zweifel zu haben. Aber auf englisch-französischer Seite tue man alles, um den Frieden unmöglich zu gestalten: die beiden Mächte, die die Hegemonie in Europa verloren hätten, schritten von einer Provokation zur anderen.

Zu der Politik Chamberlains schreibt „Gazzetta del Popolo“, daß sie eine Tragödie darstelle. Am 15. März habe Chamberlain noch erklärt, daß die Auflösung der Eidgehörigkeit keine englische Intervention hervorgerufen könne. Diese Feststellung habe im übrigen noch eine höhere Wahrheit enthalten, nämlich diejenige, daß der nächste Weltkrieg der Anfang vom Ende des britischen Empires sein werde. Aber so, wie das gute Geld verschwinde, wenn das falsche Geld zirkuliere, so verschwinde Vernunft und Ge-

wissen, wo der Verlust des Wahnsinns gesteuert sei. Die englische Presse habe die Bestie losgelassen und sich natürlich ohne Verantwortung sei. Verantwortlich sei Chamberlain.

„Regime fascista“ fragt, ob Polen nicht Beforgnis über sein Schicksal empfinde, nachdem bereits der ehemalige Regus und Vizekönig eine britische Garantie genossen hätten. Polen täte besser daran, dem Führer zu vertrauen, als einer Nation, die niemals für andere gekämpft habe.

Brüssel:

Von unserem Berichterstatter

ik. Brüssel, 3. 4.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das belgische Publikum durch die rückhaltlose Aufhebung der Stumpfschmerzmittel der Methoden der englischen Politik ebenso stark beeindruckt worden ist wie durch das erneute Friedensbekenntnis der deutschen Staatsführung. Unverkennbar herrscht in der belgischen Öffentlichkeit nunmehr der Eindruck vor, daß der Versuch der Londoner Diplomatie, Deutschland mit den Mitteln einer raffinierten Propaganda der Bedrohung der Rechte kleinerer Länder zu bezichtigen und als internationalen Störenfried hinzustellen, als gescheitert angesehen werden müsse.

In Brüssel offiziellen Kreisen wird ferner die unzweideutige deutsche Warnung stark beachtet, daß kleine Staaten, die sich vor den Wagen der imperialistischen englischen Politik spannen lassen und für die weltlichen Großmächte die Kastranten aus dem Feuer holen sollten, sich dabei sehr leicht die Finger verbrennen könnten. Man betont hierzu, daß sich dieser Standpunkt mit dem Kurs deckt, den die belgische Außenpolitik seit Ende 1936 eingeschlagen habe.

Den Haag:

Von unserem Berichterstatter

ik. Den Haag, 3. 4.

Die Führerrede bildet in Holland überall das Tagesgespräch. Sie wird als eine einflussvolle deutsche Erwiderung auf die jüngsten tendenziösen Rundgebungen englischer und französischer Staatsmänner, insbesondere des englischen Premierministers Chamberlain empfunden und dahingehend gewertet, daß sie eine Reinigung der durch englische und französische Alarmnachrichten und Panikgerüchte getriebenen internationalen Atmosphäre herbeiführen und damit im Sinne des internationalen Friedens wirken dürfte. Besonders große Bedeutung wird in diesem Zusammenhang der Antinöteigung beigegeben, daß der kommende Parteitag den Namen „Parteitag des Friedens“ erhalten werde.

In der Presse wird durchweg die erneute Versicherung des Führers, daß Deutschland gar nicht daran denke, seine Nachbarn anzugreifen, stark unterstrichen. Hervorgehoben wird auch das deutsche Streben nach einer Ausdehnung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Der Amsterdamer „Telegraaf“ ist der Auffassung, daß der Führer England jetzt unabweisend vor die Verantwortung der Frage gestellt habe, ob es mit Deutschland in Frieden leben und sich den deutschen Lebensinteressen nicht länger in den Weg stellen wolle. Ferner seien andere Länder nachdrücklich gewarnt worden, sich nicht zum Werkzeug der englischen Interessenpolitik machen zu lassen.

Stockholm:

Von unserem Berichterstatter

sp. Stockholm, 3. 4.

Das Echo der skandinavischen Presse auf die Führerrede in Wilhelmshaven ist typisch für die beobachtende Haltung,

Franco proklamiert Kriegs-Ende

Die Armee bleibt noch für ein Jahr unter Waffen

Von unserem Berichterstatter

hb. Burgos, 3. 4.

General Franco hat in der Sonntagsnacht feierlich das Ende des Krieges proklamiert. Der nationale Sender gab zu gewohnter Stunde den Heeresbericht, nach dem im Laufe des Sonntags die nationalen Truppen die letzten militärischen Ziele erreicht und das rote Heer gefangen und entwaffnet haben. Der Heeresbericht schließt mit der Feststellung: „Der Krieg ist beendet.“ Dieser letzte der Heeresberichte, die rund zwei Jahre lang allabendlich ausgegeben wurden, ist von General Franco förmlich unterzeichnet und, mit der bisherigen Tradition brechend, aus Burgos und nicht aus Salamanca datiert. Das stellt die offizielle und feierliche Bestätigung der von uns schon vor Tagen gemeldeten militärischen Lage dar, die nun endgültig geklärt ist. Das vor den Lautsprechern verarmte Volk nahm die Verkündigung des Kriegsendes mit großer Begeisterung auf.

Die nationale Presse hat anlässlich des Kriegsendes heute große Sondernummern herausgebracht, die das Ereignis gebührend feiern. Der Sprecher am Mikrophon des Senders brach nach Verlesung des letzten Heeresberichtes in Hochrufe auf Deutschland, Italien, Portugal, das spanische Heer und Franco aus. Überall wurden am heutigen Sonntag in Spanien feierliche Teubens gefeiert. Der triumphale Einzug des Heeres, an dem auch Legionärstruppen und nationalsozialistische Freiwillige teilnahmen, findet in Madrid wahrscheinlich kurz nach Ostern statt.

Verhaftungen

Bisher haben in Madrid bereits 2000 Verhaftungen stattgefunden. Die Zahl wird jedoch mit Rücksicht darauf, daß zahllose Rote dort geblieben sind, ein Mehrfaches betragen. Gegen viele rote Verbrecher ist die Anwendung strengster Justiz unerlässlich. In Madrid halten sich nach vorläufigen Schätzungen noch über 10 000 rote Mörder und Verbrecher auf. Die Militärgerichte haben erst einige wenige Todesurteile ausgesprochen. Die Gesamtzahl der in der Periode der roten Herrschaft Ermordeten liegt jedoch kaum unter 45 000 und die der an Hunger Gestorbenen beträgt etwa 30 000. Unter den Verhafteten befindet sich jetzt auch der frühere Außenminister des Verteidigungsministeriums, Velez, der in das Gefängnis Portier eingekerkert wurde, ebenso der Leiter der berüchtigten Tscheta, die im Keller des früheren ersten Madrider Klubs Belles Artes auf der Alcalastraße Tausende ermordete. Ein ebenfalls selbsterwählter Volkskämmerer Namens Tama y o wird vor das Kriegsgesetz gestellt werden, ebenso sein nächster Spiegelfeind Junoz, der die grausamen und quälendsten Verbrechen zu leiten pflegte.

Weiterhin ist es auch gelungen, den Leutnant Roman zu verhaften, der an der Ermordung Calvo Sotelos am 16. Juli 1936 beteiligt war, durch die der Bürgerkrieg zum Ausbruch kam. Wie in der Tscheta im Klubhause der Belles Artes mit dem Leben umgegangen wurde, geht aus daraus hervor, daß man erst jetzt im Turmgehoß des mitten im Stadtzentrum gelegenen Hochhauses Ueberreste eines dort vor 1 1/2 Jahren Ermordeten fand, der seitdem liegen gelassen worden war. Miguel de Rivera, der Bruder des Gründers der Falange, Jose Antonio, ist mit einer Kommission nach Alicante abgereist, wo sein Bruder im Gefängnis erschossen wurde. Die Leiche des jungen Nationalhelden soll feierlich nach Madrid übergeführt und dort beigesetzt werden.

Persönliche Nachschüsse strafbar

Die der Gouverneur von Madrid, schon am Tage des Einzuges der nationalen Truppen durch einen Aufruf verurteilt, wird jede Regung persönlicher Rache, die in vielen Fällen nur allzu verständlich wäre, mit eiserner Unerbittlichkeit unterdrückt werden. Es gibt heute in Madrid genug Leute, die drei oder mehr Mörder ihrer nächsten Verwandten kennen und geschworen haben, nicht zu rufen, bis sie sie gefunden haben. Alle aber müssen den Behörden übergeben werden. Einige der schwersten Fälle wurden bereits durch das Kriegsgericht abgeurteilt. Heute wurde der zum

Tode verurteilte kommunistische Mörder Mintes erschossen, der den General Dajoa im Jahre 1936 auf grausamste Weise getötet hat.

General Dajoa hatte 1934 den asturischen Aufstand niedergeschlagen und war seitdem bei den Roten verhaftet. Er lag beim Ausbruch der Revolution im Krankenhaus Carabanchel. Er sollte von einigen Getreuen heimlich, bis zur Unkenntlichkeit in Binden gehüllt, in Sicherheit gebracht werden. Der rote Schöff der Krankenhäuser verriet jedoch den Kranken und brachte ihn ins Hospital zurück. Hier wurde Dajoa ermordet, wobei Mintes wahrscheinlich dem noch Lebenden den Kopf abgeschnitten hat. Heute wurde ebenfalls vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt einer der Hauptthener des roten Regimes namens Sanchez, der der Leiter des sogenannten „Reinigungskomitees“ gewesen war.

50 Proz. des Heeres sind Falangisten

Eine der ersten Maßnahmen, die Franco zu ergreifen beabsichtigt, wird heute in politischen Kreisen lebhaft erörtert. Wie es heißt, soll das gesamte nationale Heer nach Beendigung der jetzigen Operationen noch für den Lauf eines ganzen Jahres unter den Waffen bleiben. Da die Armee, einbezogen die Marine und alle direkt im Dienst des Heeres stehenden Organisationen, etwa eine Million Mann umfaßt, bedeutet dies einen Schritt von großer Tragweite. Franco betont damit den Willen zu entschlossenem Festhalten am Prinzip neuer sozialistischer Lebenshaltung der Nation und Stärkung der autoritären Zentralgewalt. Das Heer, in dem fast 50 Prozent Mitglieder der Falange sind, wird damit zum moralischen Stützpunkt des Staates und zu einem nicht zu unterschätzenden Erziehungsfaktor. Es ist zu erwarten, daß der Einfluß der Front, gerade durch das kompakte Zusammenhalten des Heeres, sich starkens zu behaupten vermag.

Politische Erziehungsarbeit

Die nationale Staatsführung ist sich im übrigen der wartenden Probleme wohl bewußt. Es handelt sich in erster Linie um die Wiedereingliederung von Millionen in den Arbeitsprozeß und um die Anrufung der Wirtschaft. Daneben ist ein gewaltiges Maß politischer Erziehungsarbeit zu leisten. Die überwältigende Mehrheit des spanischen Volkes ist zwar national, oder mindestens durch die traurigen Erfahrungen der roten Herrschaft endgültig bekehrt. Es wäre aber doch verfehlt, sich Illusionen zu machen, daß die vielen hunderttausend Anarchisten, Kommunisten und Sozialisten, die in Barcelona, Valencia und besonders in Madrid verblieben, über Nacht zu reinen Falangisten geworden wären. Die nationale Regierung ist sich daher völlig klar, daß nur eine Regime unbedingter Strenge wieder Ordnung in die seit Jahren fessellosen Massen zu bringen vermag.

Heimkehr der Flotte aus Bizerta

daz. Paris, 3. 4. (Eigenbericht)

Die bürgerliche Presse verzeichnet heute mit großer Genugtuung, daß die Verhandlungen zwischen der französischen und spanischen Regierung über die Auslieferung der ehemals rospanischen Flotte an Franco schnell zu einem Resultat geführt haben. Gestern hat die Flotte, die sich nach Bizerta geflüchtet hatte, den Hafen verlassen. Die ehemalige rospanische Flotte war dem Vertreter des neuen Spaniens, Raimondo de Manabla, und dem Admiral Moreno übergeben worden. Matrosen Francos hatten die rote Besatzung ersetzt und gestern abend 18 Uhr wurde an Bord der Schiffe die rot-goldene Flagge gehißt. Admiral Moreno gab Befehl, die Anker zu lichten.

Die Flotteneinheiten verließen den See Sidi al Daia und gewannen durch den Verbindungsanal das offene Meer. Längs des Kanals hatten sich zahlreiche Reugierige versammelt, die die neun Torpedobomber und drei Kreuzer, auf denen die Matrosen Paradeaufstellung genommen haben, vorbeiziehen sahen.

Wieder britischer Geheimcode gestohlen

daz. London, 3. 4. (Eigenbericht)

Wieder ist auf „geheimnisvolle“ Weise ein ganz „geheimnis“ Dokument gestohlen worden, und die englische und die französische Polizei sind in Alarmbereitschaft. Nach einer Meldung des Sonntagsblattes „People“ ist aus dem reservierten Abteil eines französischen Kuriers im Zug „Golden Arrow“ auf der Londoner Victoria-Station auf bisher ungeklärte Weise ein Code gestohlen worden, der im Kriegsfall von der englischen und der französischen Flotte benutzt werden sollte. Französische und englische Sachverständige haben nach einer Meldung des Blattes acht Jahre an dieser Geheimchiffre gearbeitet, die als bester Geheimchiffre bezeichnet wird, der jeweils erfinden wurde und der die beiden Flotten insdane setzen sollte, Radiobotschaften auszutauschen, die kein Feind hätte entsiffern können.

Der erst vor kurzer Zeit fertiggestellte Geheimchiffre sollte von einem französischen diplomatischen Kurier, der eigens zu diesem Zweck nach London entsandt wurde, nach

Frankreich gebracht werden. Der Geheimchiffre befand sich in einer versiegelten Aktentasche, die mit anderen Gepäckstücken auf der Victoria-Station in das reservierte Abteil des Kuriers gelegt wurde. Der Kurier verließ das Abteil nur wenige Minuten vor der Abfahrt, um sich auf dem Bahnsteig von englischen Kollegen zu verabschieden. Als die Aktentasche in der französischen Admiralität geöffnet wurde, stellte man fest, daß der wichtige Geheimchiffre verschwunden war und die Aktentasche wertloses Papier enthielt. Erst jetzt fand man heraus, daß die Aktentasche gegen eine genaue Nachschreibung vertauscht wurde, die merkwürdigerweise genau dieselben Siegel hatte wie das Original. Man glaubt, daß der Diebstahl begangen wurde, während der Kurier sich auf dem Bahnsteig von seinen Freunden verabschiedete.

Nach Angabe des Blattes sind alle französischen und englischen Grenzposten angewiesen worden, scharf Ausschau nach allen Personen zu halten, die versuchen, Dokumente aus England herauszuschmuggeln. Bisher ist aber noch keine Spur von dem mysteriösen Geheimcode gefunden worden.

Japanische Warnung an England

„Keine Einmischung geduldet“

dnb. Tokio, 3. 4.

Die Reise des hiesigen britischen Botschafters Gracie nach Schanghai und seine angelobten Besprechungen mit dem britischen Botschafter in China, Kerr, haben die stets gut unterrichtete „Asahi Shimbun“ veranlaßt, eingehend zur britischen Fernpolitik Stellung zu nehmen. Das Blatt betont zunächst grundsätzlich zu den in letzter Zeit wieder aufgetauchten Gerüchten über angebliche Vermittlungsversuche Englands im japanisch-chinesischen Konflikt, daß Japan eine englische Einmischung nicht dulden werde. Auf jeden Fall müßten aber die englischen Nachschauen in Ostasien außerordentlich beobachtet werden. „Asahi Shimbun“ befaßt sich dann mit der Lage in Europa und gibt England in diesem Zusammenhang den dringenden Rat, unter Berücksichtigung der allgemeinen politischen Verhältnisse die neuen Tatsachen in Ostasien anzuerkennen. Man könne sich andernfalls nicht vorstellen, wie England seine Rechte und Interessen östlich von Singapur im Falle von Verwicklungen in anderen Gebieten schützen wolle.

Fischereiabkommen Moskau—Tokio

up. Moskau, 3. 4.

Nach langen Verhandlungen, die mehrmals auf einen kritischen Punkt gelangt waren, wurde gestern kurz vor Mitternacht ein neues sowjetisch-japanisches Fischereiabkommen in Moskau unterzeichnet.

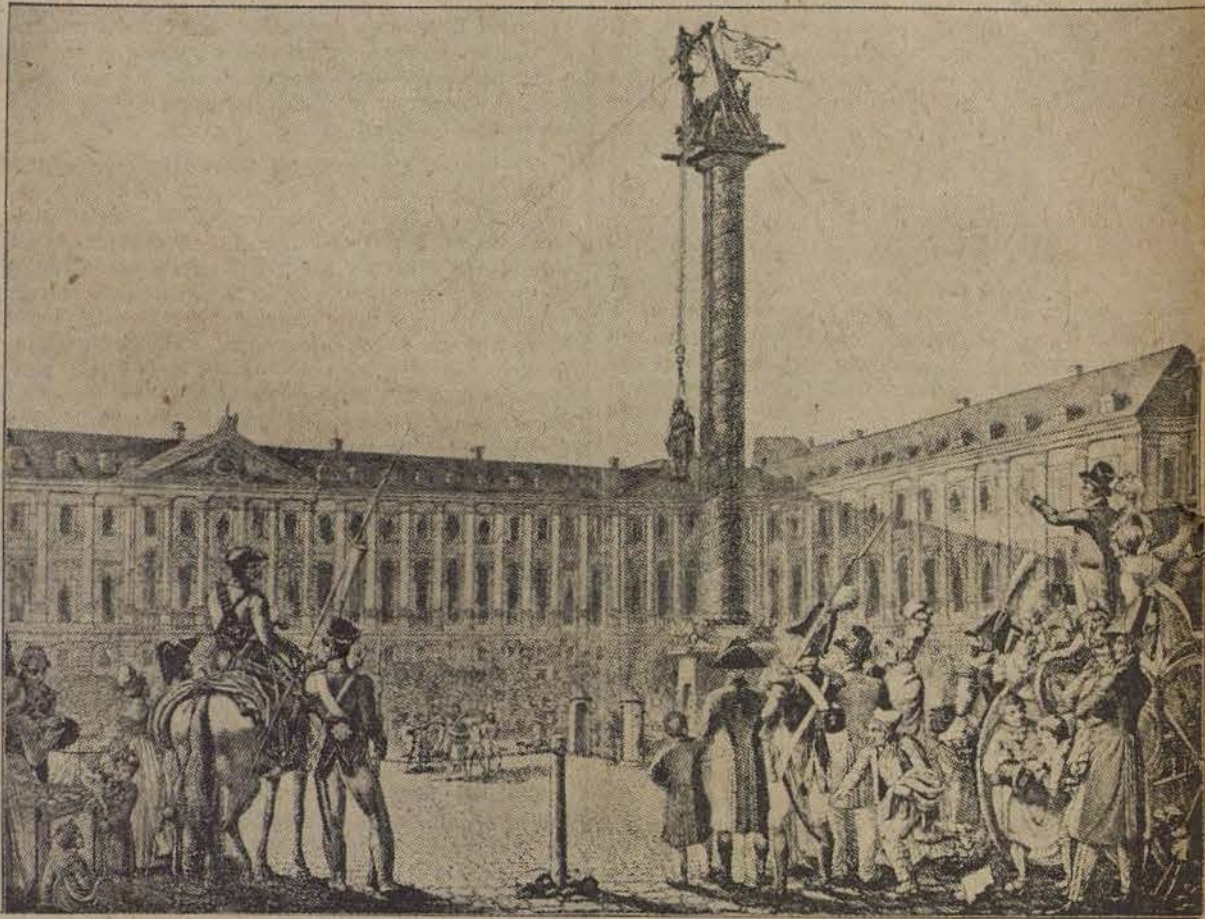
Heute Steuerkalender

für Monat April im Wirtschaftsblatt

Napoleon dankt ab

Zum 125. Jahrestag

Von Claus Schrempf



Am 8. April 1814 bereits entfernt Paris das Standbild Napoleons von der Vendôme-Säule. Gezeichnet und radiert von G. Opi.

Es war das Verhängnis Napoleons, daß er den Geist der Revolution, die ihn groß gemacht hatte, auf dem Wege zum Kaiserthron und zur Militärmonarchie mit jedem Schritte mehr verleugnete.

Dennoch wäre es wohl kaum zur Entthronung Napoleons gekommen, wenn nicht der gleiche Rollenwechsel in der Innenpolitik den Franzosen in die misliche Stellung, des größten Teils von der eigenen Bevölkerung ungeliebten Despoten gebracht hätte. Die Verbündeten, zumal Kaiser Franz, hätten sich vielleicht damit begnügt, Napoleons Herrschaft auf Frankreich einzuschränken, aber der längst unterschätzte Boden trug sie nicht mehr. Die Besonderheit der Umstände hatte es gefügt, daß Napoleon ein allmähliches Rückschreiten auf die Wiedereinführung einer absoluten Monarchie, auf die Wiedereinführung mancher Institutionen des Ancien Régime und auf die Wiedereinführung der Emigranten in ihre früheren Stellungen begünstigt hatte, wogegen später Ludwig XVIII. sich genötigt sah, seine Regierung auf den Grundstufen von 1789 aufzubauen. Der Royalismus war während der Revolution und des Kaiserthums niemals völlig erloschen und wurde von neuem zu einer Macht in dem Augenblick, als er für Frieden, Freiheit und Fortschritt das letzte Rettungsmittel zu sein schien. In seinem Buche „Royalismus und Revolution“, von dem jüngst auch eine deutsche Ausgabe erschienen ist (Böhl 1938), hat Louis Madelin, Professor an der Sorbonne, im Fortwirken royalistischer Bestrebungen die geschichtliche Brücke gezeigt, die von Ludwig XVI. zu Ludwig XVIII. überleitet. Zu spät, nämlich erst im Zusammenbruch des russischen Feldzugs, begann sich Napoleon auf den Geist der Revolution, von der er sich zu weit entfernt hatte, bei der Truppenklausur in Mainz im Frühjahr 1813 fügen zu. „Ich werde diesen Krieg als General Bonaparte führen.“

Bei Leipzig siegten die Nationen über das Europa, das Napoleon zur Plattform seines Imperialismus ausgebaut hatte. In den letzten Wochen des Jahres 1813 hatte sich

unter dem Druck der Ereignisse die Lage im Innern gegen die der letzten Monate sehr verändert. Napoleon hatte tatsächlich erklärt, Frankreich sei in größter Gefahr, in der Hoffnung, auf diese Weise das Land unter dem Druck der Einbringlinge zum Aufstand zu bewegen. Er hatte der Aufrüstung der Waffen besohlen, wollte mit den Bauern und den aufgewussten Arbeitern Freikorps gründen, und die Bewegung von 1792 wieder auferstehen lassen. Im Januar und Februar schien dieser Aufruf noch ungehört zu verhallen, weil den Bauern, obwohl sie vor Wut über die Fremden bebt, die sie tyrannisierten, und den Arbeitern, die keinen geringen Jörn gegen die Alliierten und ihre royalistischen Freunde hegten, die Führer fehlten, die sie aufreichten, wie 1792 die Tribunen in den Dörfern und Vororten es getan hatten.

Der Kaiser schien in seinem Absicht vor jeder Neuordnung im Volke dem Aufstand in dem gleichen Augenblick zu misstrauen, da er dazu aufrief, und noch ehe die Erhebung zustande gekommen war, ordnete er an, daß die Freiwilligen sofort Obersten und Hauptleuten unterstellt würden, die er zu Offizieren der Insurrektion ernannte. Er befürchtete auch, man könne den Ehrgeiz der Nationalgarde überreizen. Noch am 14. März 1814 schrieb er vom Kriegsschauplatz an Josef: „Dulden Sie nicht, daß man die Nationalgarde umwirft, noch daß d'Angely oder sonst wer sich zu Tribunen erhebt. Ich sehe voraus, daß Sie zwischen den Tagen La Fayette, wo das Volk der Souverän war, und heute, da ich es bin, zu unterscheiden wissen.“ Denn wenn er sich auch auf das Volk stützen wollte, so blieb er doch der Herrscher, der eifrig über seine Rechte wachte und fest entschlossen war, nichts davon zu opfern.

Seit dem Herbst 1813 wurde die Tätigkeit der Royalisten lauter und eifriger. Sie schlossen sich unter dem Namen der Kreuzritter und der Camelots du Roi zu Geheimverbänden zusammen. Der Herzog von Laval, der Herzog von Angoulême, die Grafen von Montmorency und von

Polignac standen an der Spitze der Bewegung. Boten gingen hin und her zwischen Frankreich und dem Londoner Sitz der Bourbonen. Der Graf von Artois, jüngerer Bruder des Thronprätendenten, kam heimlich nach Frankreich und suchte Verbindung mit den verbündeten Monarchen. Doch der Zar wollte von den Bourbonen nichts wissen und war für die Kandidatur Bernadottes, des schwedischen Kronprinzen. Der Gedanke an eine Wiedereinführung der Bourbonen kam bei ihm erstmalig in Erwägung als Baron von Vitrolles, ein Royalist aus ehelicher Ueberzeugung und ohne eigennützige Absichten, sich bei ihm zum Sprecher der öffentlichen Meinung Frankreichs machte, die nur den einen Wunsch kenne, den tyrannischen Despoten gestürzt und das angestammte Königshaus wieder aufgerichtet zu sehen. Der Zar schüttelte den Kopf. Von solchen Gefinnungen habe man nirgends im Lande etwas bemerkt. Noch jüngst in den Kämpfen bei Fère-Champenoise hätten sich französische Bauern und Arbeiter mit wildem Fanatismus für ihren Kaiser geschlagen. Der Zar sprach von Bernadotte, von Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleons, endlich gar von einer Republik, die für Frankreich geeignet sei. Allein, Vitrolles schilderte die Anhänglichkeit weitester Kreise an das bourbonische Königtum mit solcher Verehrtheit, daß der Zar ihn mit der Versicherung entließ, daß das Gespräch die allgrößten Folgen haben werde.

Noch am Abend des 31. März, unmittelbar nach dem Einzug der Verbündeten in Paris, hielt der Kaiser Alexander im Hotel des Fürsten Talleyrand eine Beratung ab, in der über das künftige Schicksal Frankreichs entschieden wurde. Bevor der Zar hierüber die Verhandlung schloß, sagte er: „Noch sind nicht alle Möglichkeiten erschöpft“, und nun sprach er im Flüsternden den Namen „Bernadotte“. Talleyrand sagte: „Nur zwei Fälle sind möglich, Napoleon oder Ludwig XVIII. Wen könnte man uns an Stelle des Kaisers vorschlagen? Einen Soldaten? Wir wollen keinen mehr. Winkeln wir einen, so würden wir den behalten, den wir haben: er ist der erste Soldat der Welt; nach ihm würde ein anderer nicht zehn Mann hinter sich herziehen.“ Mit einem Wort, alles, was nicht Napoleon oder Ludwig XVIII. heißt, ist nur Quertreiber.

Noch am 30. März, hatte die Pariser Presse unbedingte Ergebenheit gegen den Kaiser und sein Haus geäußert. Es war der Tag der Schlacht bei Paris. Abends nach dem Sieg der Verbündeten erschien bei dem zum Gouverneur von Paris ernannten General von Saden ein Marquis de Lagrange, die weiße Kokarde der Royalisten am Hut, und stellte ihm einen anderen Royalisten vor, den er für einen wichtigen Posten empfahl. Der General unterschrieb alsbald folgenden Befehl: „Alle Zeitungen, welche in Paris erscheinen, sind von diesem Augenblick an unter die Zensur des Herrn Morin gestellt.“ Am 31. März, dem Tage des Einzugs der Verbündeten, schickte die Presse, und am 1. April ließ sie mit Keulenschlägen über den „Tyrannen“, den „Murpator“ her; sprach den Fluch Frankreichs und Europas über ihn aus und pries der Nation die längst verholten, längst vergessenen Bourbonen an als die Hüter aller heiligen Güter des Friedens und der Freiheit, deren beharrliche Verfolgung das unleugbarste und unübergehbare Verbrechen des Kaisers Napoleon war.

Am 2. April sprach der Senat, am 3. der Gesetzgebungskörper auf Betreiben Talleyrands die Absetzung Napoleons und die Absetzung des Kaiserthums aus. Die letzte Entscheidung über Napoleons Schicksal lag indessen bei der Armee, das heißt bei der Armee, die mit noch 12.000 Mann halbwegs zwischen Paris und Fontainebleau stand, wo Napoleon allmählich seine Garben an sich zog und bald über sechzigtausend Bajonette gebot. Vergebens zerbrachen sich die Marschälle den Kopf, wie sie ihrem Kaiser das Unvermeidliche beibringen sollten. Er schien die Lage nicht zu erfassen, hielt eine flammende Ansprache und traf am Morgen des 4. April Anstalten, auf Paris zu marschieren. Nach der Parade folgten ihm die Marschälle Ney, Dubinot, Macdonald und Leclerc in sein Kabinett. Macdonald hielt ein Papier in Händen. „Was haben Sie da?“ fragte der Kaiser. Da überreichte ihm der Marschall den Senatsbeschluss. Napoleon verzog keine Miene. „Morgen werden wir für das alles Rechenschaft haben!“ Da erklärten die Marschälle rühmlich ihre Weigerung, den Marsch auf Paris anzutreten. So blieb dem Kaiser keine andere Wahl als der Thronverzicht. Er unterschrieb eine verklausulierte Deklaration, wonach er im Interesse Frankreichs und des europäischen Friedens zugunsten einer Regentenschaft der Kaiserin unter Aufrechterhaltung der Thronfolge seines Sohnes abdankte. Offenbar hatte er noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben und suchte zu retten, was sich



Napoleon zieht den gichtkranken Ludwig XVIII. nach Paris

Wellington sagt: „Ich wünsche, daß du ruhest. Gott erhalte den König!“ Napoleon: „Ich will verdammt sein, wenn ich's tue!“ Blücher: „Das bist du sowieso, ob du's tust oder nicht!“

Karikatur von L. Marks 1814

retten ließ. Mit diesem Dokument eilten die Marschälle Ney und Macdonald nach Paris. Eben hatten sie dem Zaren die Regentenschaft der Kaiserin als eine Art Ultimatum der Armee vorgestellt, als ein Adjutant mit einer Depesche hereintrat. Der Zar überließ sie, dann erklärte er den Marschällen, die französische Armee sei nicht mehr einig, ein Teil habe die kaiserliche Sache verlassen und sei übergetreten, soeben sei das Korps des Marschalls Marmont aus seinen Stellungen abgezogen. In der Tat hatte Marmont, als ihm Fürst Schwarzenberg den Senatsbeschluss über die Absetzung Napoleons mitteilte, seinen Kriegsherrn verraten und mit der Ausrede aller Verräter, dem Lande einen Bürgerkrieg ersparen zu wollen, die Waffen gestreckt. Die Marschälle sahen ein, daß jetzt nur noch eine bedingungslose Abdankung in Frage kam, und der brutale Regent übernahm es, den Kaiser hierüber aufzuklären.

Dieser befand sich inzwischen noch immer in den größten Illusionen. Am Vormittag des 5. April entwarf er einen Plan und ließ ihn vom Herzog von Bassano gegenzeichnen: Mit den Armeekorps, die ihm nach dem Abfall Marmonts noch verblieben, wollte er sich nach Italien durchschlagen und sich dem Prinzen Eugen Beauharnais anschließen, den er für getreuer hielt, als er war. „Wenn ich will und ankomme, so bin ich sicher, daß ganz Italien mich anerkennen wird“, sagte er dabei. Er ließ Dubinot kommen und fragte ihn, ob die Truppen ihm folgen würden. „Rein, Sire“, antwortete dieser, „Sie haben ja abgedankt.“ — „Aber ich habe nur unter gewissen Bedingungen abgedankt.“ — „Solche Unterbedingungen machen die Soldaten nicht, sie glauben, daß Sie ihnen nicht mehr befehlen können.“ — „Dann ist auf dieser Stelle alles aus.“ — „Erwarten wir, was aus Paris kommt.“ Gegen Mitternacht kamen die Marschälle Ney und Macdonald an. Ney trat zuerst ein. „Sie haben Erfolg gehabt?“ fragte der Kaiser. — „Zum Teil Sire, nicht mit Bezug auf die Regentenschaft. Die Revolutionen strömen nie zurück, diese hat ihren Lauf genommen. Es war zu spät und morgen wird der Senat die Bourbonen anerkennen.“ — „Wo werde ich mit meiner Familie leben?“ — „Bo Ew. Majestät will, z. B. auf der Insel Elba mit sechs Millionen Einkünften.“ — „Sechs Millionen, das ist viel zu viel. Was soll ich tun?“ — „Ich brauche keinen Konsul den Tag. Ich bin wieder Soldat geworden. Ich sage allen meinen Waffenbrüdern Lebewohl. Ich wünsche Ihnen, daß Sie glücklich sein möchten. Ich habe das Glück Frankreichs gewollt. Ich habe mich geirrt.“

Am 6. April beschloß der Senat die Rückberufung der Bourbonen auf den französischen Königsthron. Um den Kaiser wurde es still. Er verbrachte furchtbare Tage in dem verödeten Schloß. Am 11. April unterzeichnete er den Vertrag von Fontainebleau, laut welchem er für sich und sein Haus unwiderruflich abdankte und in seine Verbannung nach Elba einwilligte. Vergebens hatten alle Staatsmänner und selbst die französischen Marschälle vor diesem allzunahel gelegenen Exil gewarnt, für das aber der Zar nun einmal sein Wort gegeben hatte. Prophezeitig sagte Metternich voraus, daß dieser Vertrag die Völker Europas in weniger als zwei Jahren wieder auf das Schlachtfeld zurückführen werde. Der Nimbus des Kaiserthums erwies sich stärker als der gebrechliche Ludwig.

Also . . . Victoria

Roman

Von Vaughan Wilkins

Deutsch von C. MacCallman

Nachdruck verboten

32. Fortsetzung

Christopher empfand weder Furcht noch Entsetzen noch Scham — nur Triumph!

Das Bild verschwand wie ein Traum, als er die Borhänge zurückzog, durch das gesplitterte Glas des Fensters in die tosende Nacht hinausprang und durch dickes Eis in die Todeskälte des Schloßgrabens hinabtauchte.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Als Christopher das jenfeitige Ufer des Schloßgrabens erreichte, sah jemand die Vorderseite des Hauses auf, dabei strömte eine Lichtwolke hinaus, die die Brücke und das dunkle Wasser erhellte. Männer kamen herausgelaufen. Einer von ihnen feuerte ein Gewehr ab, während er in das Dickicht hineintauchte; die Kugel pfiff durch die Luft und fiel in das Gewirr von Zweigen zu seiner Rechten.

Noch einmal bahnete sich Christopher mühsam einen Weg durch die ineinander verschlungenen Ähren, aber das Knacken des Uferholzes wurde von dem Sturm und dem Stöhnen, Raufen und Krachen der Bäume verschlungen. Er wußte, daß die Jagd auf ihn im vollen Gange war, aber er konnte nichts davon hören.

Er eilte vorwärts und befand sich schließlich zu seiner Ueberraschung am Ausgang der Allee, die von dem Pfarrerhause bis zum Herrenhaus führte. Als Christopher gerade auf die schattige Straße trat, ritten zwei Männer vorbei; des tosenden Windes wegen schwiegen sie, und ihre Pferde kämpften sichtbar gegen den Sturm an. Er wandte sich um und tauchte von neuem in das Dickicht, dabei hielt er sich immer rechts, je tiefer er eindrang. Als der Boden abschüssiger wurde, standen die Bäume weniger dicht beisammen, und zwischen ihren schlanken Stämmen sah er den Schimmer von Laternen. Er ließ sich auf Hände und Knie nieder und verhielt sich reglos, während er die Suchenden beobachtete.

Beim Sinken fühlte er, wie die Pistole in seiner Tasche gegen seinen Schenkel schlug, die Pistole, die — in jenem Traum — den Mann vernichtet hatte, der sich seinen Vater nannte, die Pistole, die ihn — in jenem Traum — zu einem Vatermörder gemacht hatte.

Er steckte die Hand in die Tasche, zog die Waffe hervor und schleubte sie weit weg in die Tannennädeln hinein. Jetzt hatte er keine Pistole mehr. Er hatte es geträumt — wie alles andere. Wenn er erst dem allen entronnen wäre, würde er der Vergangenheit entronnen sein, genau so, wie Margaret Atchill ihrer Vergangenheit entronnen war.

Durch den Lärm hindurch erklang plötzlich ein Krachen und Anatzen, als ob irgendwo auf einmal ein Riesenschloß ausgetrumpft wäre, ein Stöhnen wie von den Balken umgürteter Schiffe in einem Orkan, ein Knall, als ob ein Dach jäh weggebrochen worden wäre. Irgendwo war ein großer Baum gestürzt, und Christopher sah, wie die Laternenstrahlen entweder aus Reugier oder Sorge, daß ihre Mauer beschädigt worden sei, in die Richtung gingen, aus der der Lärm gekommen war. Sie waren unsichtbar bis auf ihre trüb brennenden Laternen, die mal zwischen den Bäumen aufklafften, mal von den Baumstämmen ganz verborgen waren, dann wieder in Christophers Nähe auftauchten, um schließlich ganz in der Dunkelheit zu verschwinden.

Christopher fand auf tiefem Boden den Berg hinunter auf das Gießbachbett zu und den drustigen Kanal, den der eiskalte Bach ausgehöhlt hatte. Er stolperte über das lose Geröll im Flußbett und mußte sich bücken, als er sich dem überwölbten Abflußgraben näherte, welcher von Felsblöcken und einem Wirrwarr von Unterholz verborgen war. Die unerlöschbare Böschung und die Mauer, in die das Wasser gleichsam verschwand, ragten hoch über ihm wie die Wälle einer großen Stadt.

Ein plötzlich aufblühendes Licht blendete ihn einen Augenblick. Gleich darauf erklang die hohe Stimme Herrn Howells, die mit äußerster Genußnahme rief: „Hallo! Ich wette, daß Sie diesen Weg wählen würden, wenn Sie überhaupt wiederkämen!“

„Sie haben also die Wette gewonnen!“ erwiderte Christopher und blickte die Augen vor dem Licht. „Die anderen halten Wache in den Wäldern am Wegrand. Aber ich hatte recht. Ich wußte, daß ich recht be-

halten würde!“ Herr Howell ließ die Klappe seiner Blendlampe herunterfallen. Christopher hatte ihn vorher flüchtig erblickt, wie er auf einem Stein hockte, ein Gewehr auf den Anien, die Füße im Wasser.

„Braver Junge!“ sagte Christopher und troch das Gießbachbett entlang auf den Jungen zu. „Können wir am anderen Ende heil herauskommen?“

„Es sitzen ein paar Kerle dort oben auf der Mauer mit Gewehren. Wir müssen sehr vorsichtig sein!“

„Ich kann nicht viel länger hier bleiben“, sagte Christopher. „Ich bin bis auf die Haut durchnäßt und friere Stein und Bein.“

Herr Howell lachte leise vor sich hin. „Da haben Sie was!“ sagte er. „Es war meine Idee!“

Christopher fühlte das kalte Metall einer Reiseflasche an seinem Gesicht. Es gelang ihm, sich auf zwei Steine hinaufzusetzen und dort eine halbwegs liegende Stellung einzunehmen, dann öffnete er mit den erstarrten Händen die Flasche und trank den feurigen Rognon, bis die Flasche nahezu leer war. „Was machen wir jetzt?“ fragte er sodann.

„Lord Setoun . . .“

„Setoun?“

„Ja. Er kam spät gestern Abend zu uns. Daher wußten wir, daß Sie vernichtet wurden. Um zwei Uhr morgens tauchte er auf! Meine Güte! Ist das ein Kerl! Das ist ein tüchtiger Mensch! Wenn ich erwachen bin, will ich so fein wie er! Er kam schnaufend und leuchtend in unseren Hof. Wir dachten alle, es wäre der Teufel!“

„Kuchend?“ fragte Christopher erstaunt. Er konnte sich nicht vorstellen, warum Setoun leuchtend und schnaufend ankommen sollte.

„Ja, er schämte den Pferdetrog um, jagte der alten Annie einen Todesstoß und ein streute glühende heiße Kohlen auf den ganzen Hof umher. Ob er mich wohl später einmal das Ding fahren lassen wird?“

Christopher stellte sich einen grimmig aussehenden Setoun vor, der zu seiner Hilfe herbeigeeilt war und halb England in jenem grotesken Dampfzug durchquerte, wobei er Rauch und Asche über ein Duzend Grasschäfer verbreitete. Der Verdacht, daß der Sohn der Frau, die er einstmal so sehr geliebt hatte, in irgendeiner furchtbaren Gefahr schwebte, hatte ihn aus dem friedlichen Kenilington auf diese wilde Jagd in seinem „Söllentrog“ hinausgetrieben.

Im Grunde genommen war Setoun kein Vater gewesen,

nicht jener abscheuliche Alpdruck, welcher am Kamin auf dem Gesicht lag.

Die Blendlampe blühte wieder auf. „Es ist jetzt zwanzig Minuten vor voll“, sagte der eifrige Herr Howell. „Wir wollen jetzt nach dem Eingang gehen. Au Babel! Ist das ein Spaß!“

Sie begaben sich nach dem Ausgang des Tunnels, wo das Wasser zwischen steilen, mit weißen Blättern bedeckten Böschungen, über glühende Felsen hinabstürzte und eine kleine Kaskade bildete.

Herr Howell, der sich ganz tief bücken mußte, um überhaupt gehen zu können, spätzte durch den Wirrwarr von Zweigen am Ausgang des Baches. Mit einer gekünstelten Warnung schrie er hinaus — lehnte aber in einigen Augenblicken zurück.

„Sie sind noch da“, sagte er leise, die Lippen ganz dicht an Christophers Ohr. „Sie haben eine Laterne, und einer von ihnen beugt sich über die Mauer. Wir können jetzt nicht heraus.“

Sie warteten schweigend.

Einer von den Männern, der an der Mauer oben stand und die Straße hinunterblickte, sah plötzlich etwas Großes und Dunkles auftauchen. Seinem erstaunten Blick erschien es so groß wie eine Herde Elefanten, und von dem Interieur drangen Wolken von Rauch und Funken, die sich fächerförmig ausbreiteten. Fluchend machte er seinen Augenblicken auf das Ungeheuer aufmerksam.

Flücht wie ein Eichhörnchen lief Herr Howell das Gießbachbett hinunter und begann die steile Böschung hinaufzuklettern, die von dem Flußbett bis zur Straße oben emporführte. Vor Kälte halb erstarrt und von dem Brandwein ganz benommen, kletterte Christopher mühsam hinter dem Jungen her.

Links von ihnen, ungefähr fünfzig Meter entfernt, standen zwei Männer in der Mitte der Straße mit Gewehren. Sogar aus dieser Entfernung konnte man sehen, daß sie sehr unschlüssig waren, denn einer von ihnen hatte den Hut zurückgeschoben und trug sich den Kopf.

Hundert Meter unter ihnen rechts kam langsam das Ungeheuer den steilen Berg hinauf. Rauch und Flammen wurden vom Wind aus den hinten befindlichen hohen Schornsteinen nach vorn geweht, so daß es wie ein Drache ausah, der mit hoch erhobenem giftigem Schwanz in den Kampf ging. Das Ungeheuer drang vorwärts — lautlos, da sein Lärm vom Wind verschlungen wurde, und schaffte brav seine acht Kilometer die Stunde. Jetzt war es nur fünfzig Meter entfernt, — gleich darauf nur noch zwanzig.

Die Sonnenuhr

Tami Oelf Ren

Am Baum stand ein fremder Mann. Er lehnte müßig mit aufgeschlagenen Armen über das Gitter und guckte in den Vorgarten. Die kleine Tine hatte ihn nie gesehen. Er trug seine blaue Schirmmütze in den Händen gekloppt und laute auf einem Grashalm. „Was ist das?“ fragte er und deutete durch Kopfnicken auf die Sonnenuhr mitten auf dem Rasen.

Tine brauchte nicht hinzusehen. Viele hatten schon so gefragt.

„Das ist die Sonnenuhr!“

„Ich würde sie mir gern mal näher ansehen, ist das verboten, he?“

Tine guckte über die Schulter zurück ins Wohnstübchenfenster. Sie hätte ihm gern genau erklärt, wie die Uhr gehen würde, wenn der Pfeil noch dran wäre, aber sie fürchtete, die Mutter würde kommen und den Mann beschimpfen, weil sein Gesicht so voller Stoppeln war. Und eine schwarze Samthose hatte er ja auch an...

Aber eigentlich durfte sie ihn ja gar nicht so stehen lassen; denn es konnte ja der liebe Gott sein. Sie wußte aus der Schule, wie der es machte. Wie er es liebte, gerade als verkleideter, unscheinbarer Bettler über Landstraßen zu gehen! Sie betrachtete ihn verstohlen: — ja es war Gott! Er hatte blaue Augen, er hatte Zeit, er stand da so sicher, weil ihm ja die Erde gehörte. Abkömmling hatte er die Stoppeln im Gesicht und abkömmling hatte er auch so schmutzige Hände! Die Mutter würde nichts merken, natürlich nicht. Sie würde den Fremden nicht hereinbitten, einfach, weil sie gar nichts daran gelegen war. Und Gott mit seiner blauen Schirmmütze im Nacken würde ein Haus weitergehen, zu Tine's. Dort würden ihn alle freundlich aufnehmen und es ihm so gemütlich machen. Bertha und Gretel und Seini würden mit ihm den Tisch fegen und Großmutter Tine würde eben Kaffee kochen. Später würden sie das Abendbrot frisch beziehen, und abends käme Onkel Wolf, um Geschichten von den Doppelern Schanzen zu erzählen. Sie würden alle so vergnügt sein! Aber genau so würden sie es auch machen, wenn es nicht der liebe Gott wäre, sondern irgendein Wanderer.

Tine seufzte.

„Steht eine Jahreszahl drauf?“ fragte der liebe Gott. Tine schüttelte den Kopf.

„Ich habe die Uhr schon gestern angeguckt, ihr fehlt die Hauptsache. Sie hat keinen Pfeil. Der Pfeil muß den Schatten werfen.“

Der liebe Gott hielt den Kopf schräg: „Ich könnte sie Euch wieder in Ordnung bringen.“

Tine sah in andächtige An. Wie klug er war! Er hatte den Grashalm hingepunkt und legte den Kopf auf seinen aufgeschlagenen Armen. Er sah so zutraulich aus.

„Frag deine Mutter mal!“ ermunterte er.

Tine schüttelte ratlos den Kopf, sie wurde ganz blaß.

„Meine Mutter würde dich nicht erkennen“, murmelte sie.

Er lächelte: „Du hast wohl nicht eine feine Blume für mich?“

Sie suchten gleichzeitig mit ihren Blicken über den Vorgarten hin und blieben an einem großen Busch stehender Hecken hängen. Eine pflichtete eine wunderbar gebogene Rispe voller blaßroter Herzen mit weißen Tropfen und reichte sie ihm hinauf.

Der liebe Gott hielt die Blüten zärtlich an seine Stoppeln: „Diostra spectabilis“, sagte er gedankenvoll.

„Amen“, sagte Tine leise und sah ihm nach, wie er seines Weges ging.

Eine neue Geschichte des Elß

Von unserem Berichterstatter

h. Straßburg, 3.4.

Seitdem Viktor Segner nach 1871 und der Elß-Wandernagel nach dem Weltkrieg die Geschichte des Elß von den Urzeiten bis zur Gegenwart geschrieben haben, wird eine von Altseßern selbst geschriebene Geschichte des deutsch-französischen Grenzlandes, in dem deutsche und französische Kultur sich befruchtend und bekämpfend begegnen, vermehrt. Diese Bände soll ein fester in der Ausarbeitung und Ausgabe begriffenes Werk verschiedener Mitarbeiter unter der Leitung des Colmarer Stadtdirektors Dr. Lucien Sittler (im Verlage der „Allia“, Colmar) ausfüllen. Das Werk, dessen erster der zwei Bände demnächst erscheinen wird, ist mit zahlreichen Karten, ganzseitigen Abbildungen und Zeichnungen versehen.

Der zweite Band wird, noch bedeutend reichhaltiger, die Geschichte des Elß bis heute umfassen.

Deutsche Filmarbeit in Iran

Zum erstenmal hat die iranische Regierung einer ausländischen Filmgesellschaft, und zwar der Infra-Film-GmbH., Berlin, die Genehmigung zur Herstellung einer Reihe von Kultur- und Industriefilmen in Iran erteilt.

Einer von den Männern trat vor und brachte sein Gewehr an die Schulter.

„Du bist ein blauer Seel“, rief Herr Howell. „Ist das ein Wirtschaft! Ist das ein Sams! Eine schöne Geschichte!“

Er legte seine Muskete an die Schulter und pfefferte ihnen die Augen an beiden Häuten entgegen.

„Getroffen!“ schrie Herr Howell beglückt. „Kommen Sie, Herr Tollenhall! Schnell!“

Das Ungeheuer hatte die beiden eingeholt. Es ragte hoch über ihnen, die Karosse schwebte mindestens ein Meter hoch in der Luft.

„Hallo, Topp! Ich wage nicht anzuhalten!“ brüllte eine tiefe Stimme von dort, wo der Aufsteiger hätte sein müssen. Christopher erblickte flüchtig die große Nase und das Pergamentgesicht Setouns, den fest in die Stirn gedrückten Hut, die großen behandschulten Hände, die grimmig das Steuer umklammert hielten. Gleich auf dem Dach des Wagens lag ein großes unförmiges Bündel, das, wie das Mondlicht zeigte, zu dem großen Gesicht und dem breittreppigen Hut von Herrn Charles Gainer gehörte. Das Gewehr in der Hand, spähte dieser über den Rand des Monstrums.

Williams war von seinem Platz auf dem Bedientenstisch hinten unter dem rauchenden Schornstein heruntergesprungen.

„Steigen Sie ein! Um Jesu Christi willen, steigen Sie ein!“ schrie er.

Jemand rief die Tür der Kutsche auf. Ein zusammengeklapptes Trittbrett fiel herab und schlug Herrn Howell, der nebenher lief, fast den Kopf ab. Jemand im Wagen beugte sich hinaus, packte den jungen Herrn am Schalltisch und zog ihn unter einem förmlichen Niagara-Fall von Rots in den Wagen hinein.

„Ich komme zu dir herauf, Kuchles!“ rief Christopher. „Steigen Sie ein, Williams! Machen Sie sich keine Sorgen um mich!“

Christopher lief neben dem Ungeheuer her, ergriff den vortretenden Rand des Trittbretts und schlug Herrn Howell, der nebenher lief, fast den Kopf ab. Jemand im Wagen beugte sich hinaus, packte den jungen Herrn am Schalltisch und zog ihn unter einem förmlichen Niagara-Fall von Rots in den Wagen hinein.

„Ich komme zu dir herauf, Kuchles!“ rief Christopher. „Steigen Sie ein, Williams! Machen Sie sich keine Sorgen um mich!“

Christopher lief neben dem Ungeheuer her, ergriff den vortretenden Rand des Trittbretts und schlug Herrn Howell, der nebenher lief, fast den Kopf ab. Jemand im Wagen beugte sich hinaus, packte den jungen Herrn am Schalltisch und zog ihn unter einem förmlichen Niagara-Fall von Rots in den Wagen hinein.

„Ich komme zu dir herauf, Kuchles!“ rief Christopher. „Steigen Sie ein, Williams! Machen Sie sich keine Sorgen um mich!“

Christopher lief neben dem Ungeheuer her, ergriff den vortretenden Rand des Trittbretts und schlug Herrn Howell, der nebenher lief, fast den Kopf ab. Jemand im Wagen beugte sich hinaus, packte den jungen Herrn am Schalltisch und zog ihn unter einem förmlichen Niagara-Fall von Rots in den Wagen hinein.

„Ich komme zu dir herauf, Kuchles!“ rief Christopher. „Steigen Sie ein, Williams! Machen Sie sich keine Sorgen um mich!“

Christopher lief neben dem Ungeheuer her, ergriff den vortretenden Rand des Trittbretts und schlug Herrn Howell, der nebenher lief, fast den Kopf ab. Jemand im Wagen beugte sich hinaus, packte den jungen Herrn am Schalltisch und zog ihn unter einem förmlichen Niagara-Fall von Rots in den Wagen hinein.

„Ich komme zu dir herauf, Kuchles!“ rief Christopher. „Steigen Sie ein, Williams! Machen Sie sich keine Sorgen um mich!“

Die Münster-Stadt

Von Carl Haensel

Man spricht vom Münsterland, wenn man das Westfalen ohne Industrie, das fruchtbare Flachland zwischen Teutoburger Wald und Haarstrang meint. Ebenso mühte man die Tüme, die in dieser Landschaft überall am Rand des stillen Ader, Wiesen- oder Herdenbildes stehen, die Münsterstadt nennen, nicht einfach mit dem Post- und Bahnhofsnamen Münster, weil, wie im Lande die Stadt so auch in der Stadt das Land immerfort spürbar ist. Der große Pfah im Mittelpunkt, der in anderen Hansestädten überall gepflastert, mit Brunnen, Roland oder anderen Denkmälern verziert und mit Rathaus und Bürgerpalästen besetzt ist, besteht hier aus dem Feld vor dem Dom, erstaunlich groß, ohne andere Zier als Bäume und Rasen, wirklich ein festgestampftes Stück Ader. Man wundert sich beinahe, daß er nicht alljährlich umgepflügt und mit Korn besät wird.

Hier liegt die alte Dominanz mit der Kirche und Hofstatt des Bischofs, des Patrons und früheren Landesherren. Die Bürger siebelten sich am Rande vor seiner Mauer an, in einem Halbkreis zunächst, durch den Immunitätsgraben von der vornehmen, ruhigen Welt der geistlichen Herren geschieden. Ein großzügiger Beweiser des Bischofsstuhles teilte diesen Graben zwischen Bürgern und seinen Kapitularen und ließ die Bedachten bauen. So entstand die schönste Straße Niederdeutschlands, die aus einem Marktviertel Markt genannt wurde, der Prinzipalmarkt.

In ihrem Baueifer rückten im 13. Jahrhundert die Bürger ihre Häuser bis in den geistlichen Bereich vor, weswegen sie in den Kirchenbau verfielen, der für manche Nachfahren erst 1891 erlosch. Sie wußten es Gott sei Dank selber nicht mehr. Kein Backstein wurde am Prinzipalmarkt gebildet. Keine Sandsteinfronten reihen sich in dem auswärts gefehrten Bogen vor der Lambertikirche aneinander. Jenseits gegenüber steht das Rathaus, gerade an der Stelle, wo ein Spalt der sonst unlösbar zusammengewachsenen Häuserreihe die volle Abendsonne auf seine Fassade treffen läßt.

Aus den Niederungen der Bürgerhäuser aufsteigend, redet der Rathausgiebel vier Finger in das oben ungehindert flutende Licht. Die alten Münsteraner haben sich keinen drohenden Turm an ihr Rathaus gebaut, sie haben die ganze Schwere ihres Bodens aufgelöst in ein von starken Rippen hochgehobenes durchscheinendes Filigranwerk, eine geöffnete Hand, die nach oben greift, keine Faust, die mit stumpfer Gewalt droht. Die Winde, die über das flache Münsterland wehen, lassen sich gern in diesem sanften Netz fangen und senken die mitgeführten Dünste meernäher Gewässer, marstigen Wiesen, Fruchtäcker und Getreideäcker in die Straßen hinein, die darum nie stidig sind, wie Gassen, trotz hallender Enge.

Alle Farben des hohen Firmaments spiegeln sich in den Sandsteinflächen, brechen sich und übergehen sie, je nach Laune des Himmels, mit metallischem Leuchten oder dem stumpfen Ton alten Samtes. Der Sonnenuntergang zaubert manchmal eine stiefelne Marmorart in diese flache Stelle, an der am hellen Morgen im frühlichen Raum hellgelbe Eichenstuhlereien strahlen. In hellen Mondnächten ist es eine silberne Monstranz.

Im Untergrund dieser Fassade liegt der Raum, in dem in den vierziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts der schwere Frieden nach unserem längsten Kriege geboren wurde. Noch ist er unverändert so, wie er damals, wie er schon achtzig Jahre vorher war. Aus hartem Eichenholz, das nicht um ein Bruchteil eines Goldes verzog, sind die Wände der Ratskammer und Geländes gezeichnet, mit Figuren geziert, die schön und sinnvoll zugleich sind. Darum

Romantische Festspielwoche in Celle

Von unserem Berichterstatter

v. Bremen, 3.4.

Im alten Herzogschloß der niedersächsischen Seidenstadt Celle befindet sich das älteste deutsche Barocktheater, eine aus den Jahren 1674-75 stammende bauliche Kostbarkeit. Nachdem der Zuschauerraum von Prof. Fey (dem Erneuerer des Berliner Schauspielhauses) neu ausgemalt worden ist, und die Wandbeläge im Geiste des Barock neu ausgestattet wurden, soll die Wiedereröffnung des Theaters vom 14. bis 20. Juni durch eine Festspielwoche begangen werden.

Das Bremer Schauspielhaus wird in dem hier gebotenen einzigartigen Rahmen zwei Komödien voll

ist das geheimnisvolle Leben dieses Raumes noch nicht erschlossen. Der Geist einer gewaltigen und gewaltigen Zeit knistert im Holz wie der Funken in der Asche und wartet auf den Auf, der ihn beschwört. An der Wand des Nebenraumes hängt die gesprengte Karte des damals geplünderten Reiches, geduldig des Bauerwortes harrend, unter dem sie wieder zusammenwächst.

Am nahen Lambertikirchturm hängen in augenblendender Höhe die Ränge, in denen der Wiedertäuferkönig und seine beiden Helfer moderten, nach einem mehrfachen Tod und einem vielfachen Leben. In dieser Stadt gibt es Winkel, in denen man sich nächsten verorten kann, und in eine ferne Zeit einzubrechen wie ein waghalsiger Schlittschuhläufer. Plötzlich stößt der Atem und die ganze Dichte des Wiedertäuferums liegt um uns. Und während dreier Tage im Jahr strömen die alten Mauer nicht nur leise den Odem überdauernden Geistes aus, sondern er nimmt sichtbar Form und Gestalt an. Der Karneval tobt durch die Straßen und entzündet noch einmal einen Abglanz des Wahns, der sonst gebündelt und gefesselt ist, eingefroren schlummert in den Katakomben der Seele.

Was da in den Karnevalstagen hervorbricht, scheint äußerlich gesehen nur Narretei zu sein, verzerrter Hohn des Vergangenen — eine Karnevals-gesellschaft heißt „Wiedertäufer“ — aber es ist doch aus den Tiefen des gleichen Bodens gewachsen, der im sechzehnten Jahrhundert ein und einhalb Jahre lang aus Karneval Ernst machte, aus Fiktion im Mummenschauspiel, aus guten Bürgern rasende Amokläufer, die die Turnspiele einer ihrer heiligen Kirchen abtrugen, um von der so gewonnenen Plattform besser sehen zu können, und schließlich nur durch Verrat an Zahl weit überlegenen Heeren ausgeliefert wurden.

Abgesehen von diesen turbulenten Tagen hat das Leben in Münster ein ruhiges, klares Gesicht. Man ist bestig, trunken, ohne dabei zu essen, gilt als schädlich. Aber wenn man dabei ist, — „bei aat er sich bi“ — nicht so sehr. Man erzählt, daß ein ehrlicher Schneidermeister einmal verführt worden sei, sich so zu übergeben, daß er besinnungslos in einer Kneipe einschliefe. Entzucker der Baron Bombardier, der der Professor Landeis oder ein noch Schlimmerer ohne Auf und Abamen ließ ihn splitternd ausziehen, in die Mönchsküche eines Münsterer Klosters steden und an die Klosterpforte lehnen, wo man ihn beim Deffnen fand. Er wurde vor den Prior geführt, als er sich wieder nüchtern geschlafen hatte. Immerhin — eine für ein menschliches Fassungsvermögen nicht ganz leichte Lage: ein Mann, der sich für den Schneider Lidefett hält, hat kein faden mehr im Leibe, das an diese Existenz als Lidefett erinnert und in einem anderen bewahrt, der ihn als einen geliebten Klosterbruder betrachtet. Er steht in einer solchen Kette in einem fremden Raum vor einem ihn böse antastenden, mit starken Helfern umgebenen Herrn in der Tracht eines Priors.

Was ist er?

Er läßt den Prior ruhig ausreden, obwohl dieser ihm schwermütiges Gaffen und Beten in verschlossener Kasse auferlegt. Dann fragt er bescheiden, ob sie wohl einen Boten im Kloster hätten.

Wozu?

Ja, meinte der Schneider Lidefett, dann solle dieser Käufer mal zu dem Schneider Lidefett gehen, der in der Rosenstraße wohnt, und fragen, ob der Schneider Lidefett zu Hause sei. Und wenn er zu Hause sei, ja, dann sei es leicht aus mit ihm, dann müßte sich wohl gefast werden.

Das soll da noch passieren, das einen solchen mit allen Wiedertäuferwässern gewaschenen Münsteraner außer Gefahrung bringt?

romantisch-komödiantischer Heiterkeit geben: Eichenborfs „Liesebacht“ und Goldonis „Lügner“ (in der Neubearbeitung von Anton Hamil), beide umrahmt von zeitgenössischer Musik. Reichsdramaturg Dr. Rainer Schloffer wird in der Festspielwoche über Joseph von Eichenborff sprechen.

K. L.

Schubart-Ausstellung auf Hohenasperg

Auf dem Hohenasperg bei Ludwigsburg in Württemberg, dessen Katakomben in früheren Zeiten als Gefängnis für Staatsgefangene dienten, heute aber für Museums- und Ausstellungszwecke benutzt werden, wird zum 200. Geburtstag des Dichters Daniel Schubart (1739-91) eine Sonderausstellung eröffnet, die Briefe, Schriften und andere Erinnerungen zeigen wird. Die Schau bleibt bis zum 5. Mai bestehen.

Schwarzes Brett

Professor Dipl.-Ing. Philipp Michel in Röhren, der dort 40 Jahre den Lehrstuhl für Kolbendampfmaschinen an der Hochschule für angewandte Technik inne hatte, tritt nunmehr in den Ruhestand. Er ist 1874 in Darmstadt geboren. Unter seinem Rektorat wurde seinerzeit der Grundstein des Chemisch-Technologischen Instituts in Röhren gelegt.

Prof. Dr.-Ing. Erich Bedmann, Ordinarius für Fernmeldetechnik an der Technischen Hochschule Hannover, wurde wegen Erreichens der Altersgrenze von seinen dienstlichen Verpflichtungen entbunden. Prof. Bedmann war während seiner ganzen Laufbahn in Hannover tätig. Seit 1907 Professor, wurde er 1921 zum n. a. Professor und 1937 zum Ordinarius ernannt. Neben der elektrotechnischen Messtechnik und der Fernmeldetechnik pflegte er als Sondergebiet vor allem die Kommandoanlagen der Kriegsmarine. Prof. Bedmann wird die Leitung seines Institutes bis auf weiteres beibehalten.

Der Dozent für das Fach Entwicklungsmechanik, Entwicklungs-geschichte und vergleichende Anatomie in der Medizinischen Fakultät der Universität Greifswald, Dr. phil. Anton Kieselbach, tritt als Dozent in die Medizinische Fakultät der Universität Frankfurt a. M. über. Gleichzeitig übernimmt er eine Assistentenstelle am Anatomischen Institut dieser Universität. Dr. Kieselbach, 1907 in Kempenich im Rheinland geboren, studierte in Köln und Freiburg Zoologie, Botanik, Chemie und Physik und promovierte 1934 mit einer zoologischen Arbeit zum Dr. phil. Nach einer halbjährigen Tätigkeit am Deutsch-Stalinschen Institut für Meeresbiologie in Novgorod, wo er über marine Ciliaten arbeitete, wurde er zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter und bald danach Assistent am Institut für Entwicklungsmechanik in Greifswald. Hier führte er zusammen mit Prof. Behel Untersuchungen über die Wirkung der Kurzwellenbestrahlungen durch. Seit 1937 war Dr. Kieselbach als Assistent an der Entwicklungsmechanischen Abteilung des Anatomischen Instituts der Universität Greifswald tätig, wo er sich 1938 habilitierte auf Grund einer Arbeit über das Verhalten einiger mariner hypotricher Ciliaten bei normalen und veränderten Umweltbedingungen unter besonderer Berücksichtigung der Großtierverhältnisse.

Prof. Dr. Karl Voigt, der n. a. Prof. in Münster, beging seinen 60. Geburtstag. Prof. Voigt habilitierte sich in Münster für Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. 1916 wurde ihm der Professortitel verliehen, seine Ernennung zum n. a. Prof. erfolgte 1921. Prof. Voigt hat an der Universität Münster einen Lehrauftrag für Geschichte der Staatstheorien inne. Sein Hauptarbeitsgebiet ist Staat und Kirche.

Dem Oberarzt Prof. Dr. med. habil. Paul Caffier wurde unter Ernennung zum n. a. Prof. in der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin die Planstelle eines n. a. Prof. an der Universitäts-Frauenklinik übertragen. Nach längerer Assistenten-tätigkeit an den Universitäts-Frauenkliniken in Leipzig und Berlin habilitierte er sich 1931 in Berlin für Geburtshilfe und Gynäkologie. Prof. Caffier beschäftigt sich in der Hauptphase mit biologischen Fragen, besonders in Bezug auf Geburtshilfe und Gynäkologie; er wendet dabei die Methoden der experimentellen Zellforschung an.

Dem planmäßigen n. a. Prof. Dr. Hermann Weber in Münster wurde unter Ernennung zum n. a. Prof. in der Medizinischen Fakultät der Universität Königsberg der Lehrstuhl für Physiologie übertragen. 1927 habilitierte sich Weber als Dozent für Physiologie, 1931 erfolgte seine Ernennung zum n. a. Professor. Seine Arbeiten betreffen in der Hauptphase die physikalische Chemie der Zellen und Gewebe.

Schenken Sie gute Cigaretten, die wirklich Freude bereiten!

ATIKAH 54

um. Vor ihnen lag die lange, steil bergab laufende Landstraße, die nach Vlandello fahrte — der Sicherheit zu.

Christopher, der sich an die niedrigen Seitenleisten seines Sitzes anklammerte, war sich bewußt, daß Henry Gainer — weiß Gott wie — die Wagenfelle hinaufklettern, um auf das Dach hinaufzukommen; er war ohne Hut und hatte eine Pistole zwischen den Zähnen, so daß er wie ein Pirat ausah, der ein Rauffahrtschiff enterte. Er selbst hatte nichts mehr, womit er kämpfen konnte, außer dem Kolben seiner Waffe.

Setoun verstand jetzt, warum die Angreifer so plötzlich von den Partloren verschwunden waren: sie waren über Fußpfade und Felder gelaufen und verperrten ihm jetzt den Weg. Sie waren noch ungefähr fünf-hundert Meter entfernt, er konnte sie sehen, schwarze kleine Gestalten, die einen Leiterwagen aus einem Bauernhaus am Wege geholt und quer über die Straße gestellt hatten.

Die Lokomotive saufte aber bereits den Berg hinab. Sie fuhr taumelnd und bebend mit ungeheurer Geschwindigkeit die tiefe Straße hinunter, so daß Setoun kaum seinen Platz behaupten konnte. Mit einem verzweifeltsten Versuch, das Tempo zu vermindern, klemmte er die Handbremse neben sich so fest er konnte. Einen Augenblick aber hielt sie nur stand, dann hörte er das Springen der Stangen.

In diesem Moment sah Setoun eine schmale Öffnung in der Felswand und einen dunklen Strich, der ein parallel mit der Straße laufender Hedenweg zu sein schien.

Es war die einzige Chance, und er ergreif sie. Er riß an dem Steuer, der Wagen schwankte nach der Seite, fuhr mitten in die Felswand hinein, gewann sein Gleichgewicht wieder, taumelte, aber diesmal etwas weniger, erholte sich von neuem und fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit auf dem schmalen Weg weiter, von einem wahren Funkenregen und einem Feuerföhn aus glühender Asche begleitet.

Sie fuhren durch ein Gitter, als wäre es Poppe und in einen Kirchhof hinein. Außerordentlich passend, dachte Christopher mit Galgenhumor! Gleich darauf segelten sie einen breiten Pfad hinunter auf ein niedriges Gebäude mit erleuchteten Fenstern zu.

Setoun schrie den Gainers zu, sie möchten bloß abspringen, aber sie hörten nichts, denn sie sangen irgendein wildes begeistertes Lied. Er bemühte sich wieder trampfhaft, den Wagen umzulenken, aber das Steuer gehorchte

nicht mehr. Das Ungeheuer schliderte und fuhr so heftig gegen das Portal der Kapelle, daß die Schornsteine trachend zusammenstürzten und die Hinterräder zerfahmetert wurden. Das war das Ende.

Mit einem Ruck wie von einem Erdbeben schüttelte sich der „Höllentrog“ — schleuderte die beiden Brüder Gainer in einen Vorberbusch und ließ sich dann ruhig nieder zum Sterben, die eine Seite gegen die Mauer der Kapelle gestützt.

Der Wagenbeschlag flog auf, zerbrach eins der Fenster des Bethauses, Herr Howell sauste wie eine Kalebasse hindurch und fiel angelichts einer erstarrten Betgemeinde auf einen üppigen Schoß.

Einen Augenblick klammerte sich Christopher an das Steuer, an Setoun, an alles Erreichbare. Dann schoß auch er kopfüber durch ein Fenster und landete auf dem Kopf mitten in eine Bank voll von schreienden Mädchen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

William, von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Irland und Hannover, sah am Ramin im Frühstückszimmer und nickte mit dem alten tannenzapfenförmigen Kopf. Der Erzähler hatte zweimal in seiner Geschichte innegehalten, weil er dachte, daß der König schlief, aber er war doch wach und sagte: „Ganz recht, mein Junge, ganz recht!“ War man alt und müde, so war es leichter, so zu tun, als ob man einnickte, weil die Menschen dann nicht sofort irgendwelche Bemerkung oder Entscheidung erwarteten. Man hatte Zeit, in aller Ruhe zu einem Entschluß zu kommen.

Ihm gegenüber an der anderen Seite des Ramins hingerte sein ältester unehelicher Sohn, der schwarzbärtige Graf von Münster. Er war in Vells „Lila in London“ vertieft gewesen, aber seine Aufmerksamkeit war schließlich von der leise erzählten Geschichte Christophers gefangen genommen worden, und er hörte interessiert dem jungen Mann zu, dessen Stuhl dicht neben dem seines Vaters stand.

Auch die magere häßliche Frau, die zwischen ihnen saß, hatte die grünleibene Geldbörse, an der sie häßliche, auf den Schoß ihres grünen Atlaskleides fallen lassen. Hinter ihr spielte ein Kind mit einem Ball unter dem Baldachin, den das schwere rote Tuch auf dem Frühstückstisch bildete.

Außer Hörweite von Christophers leiser Stimme saßen zwei hübsche dunkeläugige Frauen — Münsters Schwestern — auf einem Sofa am Fenster und Klatschten.

(Fortsetzung folgt)

Tanz um Liebe und Tod

Aufführung eines Balletts

Von unserem Berichterstatter

Hamburg, 3. 4.

Der melodramatische Tanz, rhythmisch-musikalische Ausdrucksform einer in sich geschlossenen Szenenfolge, hat im Ballett der Hamburger Staatsoper eine ganz besondere Entwicklung erfahren, seitdem Helga Svedlund an der Spitze des tänzerischen Ensembles steht. Auch diese schlichte, von Paul Höffer vertonte Legende vom liebenden Mädchen, dem der von ihr abgewiesene Tod den jungen Fährlich entkeimt, um ihn in die Schlacht in Ruhm und Tod zu führen, wurde in der Regieführung der Ballettmeisterin, die das Mädchen selber verkörperte, zum getanzten Drama.

Vor Mittern und Edeltrauen schreiten anmutige Mädchen in langsamem Reigen, abgelöst durch junge Knappen im stürmisch bewegten Schwertertanz. Einer aber, in schwarzlich-schillernder Rüstung, schwingt das Schwert gegen den Fährlich in düsterer Drohung; doch zwingt ihn noch einmal die Liebe des Mädchens zurück in den Schatten, aus dem er kam. Fröhlicher und beschwingter wird der Tanz der nun Fadeln, Symbole des Lebens, tragenden Jungfrauen, bis die Nacht sich senkt, die allein den Liebenden gehört. Doch über dem Glück der Liebe steht ein Gewaltiger: der Tod, der nun, das breite Schwert in den Händen, den Träger der Fährnis fortreibt von der Geliebten, mitten in die Schlacht. Fährnis und Fährlich sinken, der Tod ergreift das Panier, tritt nun neu vor das Mädchen, das, von stummer Trauer überwältigt, niederfällt.

Getragen von den Klängen einer Musik, die in den lyrischen, aber auch den heroischen Motiven ihre stärksten Eindrücke hinterließ, in der nächsten Liebesromanz saß die Grenzen des Tänzerisch-Möglichen hinter sich ließ, konnten Helga Svedlund (Das Mädchen), Karl Jäger (Der Fährlich) und Konrad Schwarzer (Der Tod) ein hohes Maß ihrer Gestaltungskraft entwickeln. Ein neuer Erfolg des Staatsopernballetts, für den auch der Komponist mitgefertigt wurde. Das Opernorchester unter der Leitung von Hans Schmidt-Isserstedt meisterte die schöne Aufgabe mit Schwung und Hingabe.

Man sah am gleichen Abend noch Boccinis selten gespielte Ein-Alt-Oper „Der Mantel“ (Inszenierung Oskar Fritz Schuch) und Igor Strawinskys großes Ballett „Der Feuervogel“, das in der Regie von Helga Svedlund den Zauber des finsternen Zauberers Raffisch mit Märchen- und Spulgestalten erfüllte — wie es die fesselnde Eigenartigkeit der Strawinskyschen Rhythmen fordert. Alfred Frankenfeld

Theaterverband der Thüringer Gaubühne

Von unserem Berichterstatter

z. Saalfeld, 3. 4.

Auf einer hier abgehaltenen Tagung des Theaterverbandes der Thüringer Gaubühne teilte der Vorsitzende, Landrat Ludwig, mit, daß der Verband, dem bei der Gründung 30 Gemeinden beitraten, jetzt 160 Gemeinden als Mitglieder zähle und am 1. April würden es 205 sein, 235 Aufführungen mit 23 Theaterstücken verzeichne die Spielzeit 1937/38 für 91 Gemeinden. Am 1. April würden 450 000 Einwohner Thüringens an den Theaterverband angeschlossen sein. Der Abteilungsleiter für Wanderbühnen an der Reichstheaterkammer, Brüdner, versicherte, die Kammer lasse den Gauwanderbühnen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden und werde um ihren weiteren Ausbau bemüht sein.

Mein Vornamen ist Otto

Frankfurter Ekdoten

Im Verlag Dr. Baldemar Kramer, Frankfurt a. M., ist ein „Frankfurter Ekdoten-Büchlein“, gesammelt von Karl Friedrich Haberadt, erschienen, aus dem wir einige Stücke abdrucken.

Als die Frankfurter Filiale des Berliner Café Bauer eingerichtet wurde, übertrug sein Besitzer, Herr Bauer in Berlin, auf Empfehlung des ausführenden Architekten die Ausmalung des Raumes Hans Thoma, der damals kaum Aufträge erhalten konnte. Er sollte Allegorien des Tierkreises um ein großes Mittelfeld herum malen. Kurz vor der Eröffnung des für damalige Zeiten höchst prächtigen Cafés erschien Herr Bauer, der Wägen, persönlich zur Besichtigung und Kritik. Die Deckenmalereien verstand er nicht, noch weniger den Zug des Gammbrinus, den Thoma gemalt hatte. Er hielt die Malerei für überflüssig, „Broschurmalerei“, die an die Berliner Gemälde nicht heran könne. Es war just die Glanzzeit Anton von Werners mit den herrlichen Uniformen und den blanken Stiefeln. Zum Schluss sagte der gestrenge Kritiker: „Wissen Sie, Herr Architekt, ich habe für die ganze Malerei nicht übrig und hätte gerne Spiegeln gehabt, durchaus Spiegeln. Schade!“ Sprach's und schiffte sich verbroffen wieder nach Berlin ein. — Später sind dann die Thoma-Bilder durch andere Malereien überdeckt worden. Heute, nachdem das Café Bauer zu bestehen aufgehört hat, befinden sich die Bilder in der Städtischen Galerie in Frankfurt.

In einer bekannten Frankfurter Kunsthandlung, in der Hans Thoma eine Anzahl Bilder ausgestellt hatte, betrachtete ein Ehepaar eheverliebt die Gemälde, stand aber etwas ratlos vor den symbolischen Bildern. Die junge Frau, die sich mit ihrem Mann in dem Räume allein glaubte, meinte schließlich: „Weißt du, Erich, es mag ja ganz interessant sein, was der da gemalt hat, immer ich verstehe doch nicht recht, was will jener Maler eigentlich mit jenen (so einem) Bild?“ Ehe der Herr Gemahl noch antworten konnte, war aus der Saale ein kleiner Mann herausgeschossen gekommen, stellte sich vor das Ehepaar hin und sprach: „Ei, verlaufe will er sich.“ Das war Hans Thoma.

Trübner war nicht allein ein großer Maler, sondern auch ein recht tüchtiger Geschäftsmann, und nebenbei ein Sammler von guten Bildern und Antiquitäten. Als seine eigenen Arbeiten in Mode kamen und hoch bezahlt wurden, kam er auf den schlauren Gedanken, seine früheren Bilder, die im Handel waren, aufzukaufen. Da hörte er eines Tages, als er bereits Professor in Karlsruhe war, daß ein kleiner Kunsthändler in der Frankfurter Altstadt ein frühes Bild von ihm habe. Er fuhr sofort nach Frankfurt, um dieses Bild auf jeden Fall zu kaufen. Er ging vom Bahnhof aus gleich in die alte Gasse, wo ihm sicherlich kein Mensch kamte, und sah bei dem Altshändler auch richtig sein Bild. Er betrat den Laden, interessierte sich aber zunächst scheinbar für ganz andere Sachen, nahm dies und jenes in die Hand, legte es wieder weg, und betrachtete schließlich das von ihm mit vollem Namen signierte Bild nach allen Seiten. Er verzog das Gesicht, wiegte bedenklich den Kopf hin und her und meinte endlich, um den Preis zu drücken: „Ach, das ist aber ein recht schlechter Trübner!“

Da seufzte der Händler: „Awwer, lieber Herr Professor, warum hawwe Se's denn nit besser gemalt?“

Der Dichter Rudolf Binding (1867 bis 1938) plauderte mal: Als meine Erzählung „Reuschheitslegende“ gerade hien war — es war bald nach dem Krieg, und die panter der Menschen waren etwas hallos und umstürzisch erregt —, kam eine junge Dame aus Frankfurt in damals größten Buchladen der Stadt und sagte sehr hit und voller Hoffnung: „Ich möchte gern das neue Buch von Binding haben, es heißt, glaube ich, „Reuschheit eine Legende“.“

Ein alter Frankfurter war einmal ins Schauspielhaus eine Faust-Aufführung gegangen, war aber nach einer Stunde schon wieder nach Hause gekommen. Als ihn nach den Gründen seiner raschen Rückkunft fragte, meinte er: „Es geht doch nicht immer e totz Theater.“ Er war nämlich unmittelbar nach dem Prolog im Himmel, als zum ersten Male der Vorhang gefallen war, und davon gegangen.

Zwei gute alte Frankfurterinnen, die seit vielen Jahren einen Stamplatz im Schauspielhaus hatten, unterhielten sich über den Spielplan. Eine von ihnen hob hervor, daß der kommenden Woche auch Goethes „Iphigenie“ gegeben werde. Worauf die andere megerwendend erwiderte: „Ach, die Iphigenie, die iwwerschippel (überfringe) ich.“ Es gibt ein Jugendbildnis Schopenhauers, auf dem sich unter der Einwirkung des Lichtes die Haare rot gefärbt haben. Auf die Würdige dieses Bildes schrieb der alte Schopenhauer: „Ich habe niemals rotes Haar gehabt“, und er fügte diese Bemerkung auf lateinisch, französisch, englisch und italienisch hinzu.

Bei einem sehr förmlichen Diplomatenessen hatte Bismarck einst die Gemahlin des Gesandten eines kleinen deutschen Staates als Withe. Die reichlich geschwähige und durchaus nicht zurückhaltende ältere Frau versuchte mit allen Mitteln, den eleganten preussischen Gesandten aus einer betonten Korrektheit hervorzuloden. Zuerst versief alles noch in bester Ordnung und sie redete ihn mit „Erzelenz“ an. Es dauerte aber nicht lange, und die Dame, die auf ihren Tischherrs sehr stolz war, sagte nur noch „Herr von Bismarck“. Schließlich wurde sie vertraulicher und nannte ihn „Lieber Bismarck“. Das ging dem Grafen denn doch zu weit. Er stand plötzlich auf, verneigte sich tabellos vor der Dame und sagte: „Mein Vornamen ist übrigens Otto!“

Auf einer Probe zu „Wilhelm Tell“ im neuen Schauspielhaus bemerkte der neue Regisseur in der Apfelschuhzene, daß eine sehr bejahrte Chordame ganz im Vordergrund der Bühne stand. Er bat sie höflich, doch etwas zurückzutreten; da erhielt er die schnippische Antwort: „Herr Regisseur, hier stehe ich schon verzig Jahre, Sie bringe mich nit von hier weg!“

In den Frankfurter Apfelschuhwirtschaften war der Maler Fritz Boehle eine beliebte Erscheinung. Seine klugen, treffend gespielten Bemerkungen hatten immer etwas Allgemeinmütiges. So etwa ein Wort, in dem er seine Abneigung gegen die Frauen verteidigte: „An wenn ich die Beste belam, ich müßt ja doch drauf gefahrt sei, daß se eines Tags falsch von der Trambahn abhüpft.“

Festlicher Parfissal

Eröffnung der Gralswoche in der Staatsoper

Die Gralswoche gestaltet sich in der Staatsoper zu einer „Gralswoche“, d. h. die beiden um den Segentreis des Grals kreisenden Musikdramen Wagners „Lohengrin“ und „Parfissal“ werden im Spielplan miteinander abwechseln. Während „Lohengrin“ auch sonst im Repertoire steht, ist der „Parfissal“ seit jeder der Osterwoche vorbehalten. Damit wird dem Wunsch des Meisters, das Werk der Abnutzung des alltäglichen Opernbetriebes zu entziehen, entsprochen und die Aufführungen erhalten eine besonders festliche Weihe.

Sie strahlte in hohem Maße von der ersten Aufführung am Palmsonntag aus, die von Franz von Hoeslin als Gast geleitet wurde. Dem ehemaligen Breslauer Generalmusikdirektor gelang das Außerordentliche: er entrückte das Werk den Bezirken des Theatralischen, ohne ihm das geringste von seiner Dramatik zu rauben. Die Entfaltung und der Adel des Klanges, die festliche Ruhe im Auspielen der Einzelheiten und die intensive Spannung im Aufwühlen großer finstlicher Entwicklungsabgängen hob die Musik in den Bereich des Mystischen und Erhabenen. Hoeslin sichert dem Orchester die volle finstliche Bedeutung bei einer kläglich durchsichtigen, die den Sänger nirgends beeinträchtigt. Auch mit dem verdeckten Orchester Vapreuths hätte sich keine schönere Wirkung erzielen lassen. Auf der Bühne stand ebenfalls ein Gast: Germaine Lubin von der Großen Oper in Paris. Ihre Kunden hat schon früher in Berlin stärksten Eindruck gemacht. Leuchtig, kraft und Substanz ihrer Stimme sind so üppig, daß sie ohne jede Gewaltsamkeit und mit schlanter Tongebung die Partie wirklich singen kann. Als eine Darstellerin großen Formats macht sie die Wandlungen der flüchtig dienenden, zwischen Haß und Erlösungssehnsucht hin und her geissenen Gralsbotin zur Verführerin und zur entführten Büßerin eindringlich glaubhaft.

Franz Böller als Parfissal, in bester stimmlicher Verfassung, war ihr in der geistigen Durchdringung seiner Rolle ein ebenbürtiger Partner. Rudolf Bodemann (Amfortas), Michael von Roggen (Lohengrin), Ludwig Hofmann (Gurnemanz) und Eugen Fuchs (Klingsor) vervollständigen das hervorragende Solistenensemble, dem sich Gralsritter, Knappen, Blumenmädchen und Chöre würdig an die Seite stellen. Gertrud Runge

Bachfest in Köthen

Von unserem Berichterstatter

Köthen, 3. 4.

Die alljährlichen Bachfeste der Stadt Köthen haben sich den Ruf, den sie sich weit über die Mauern der kleinen Stadt hinaus erworben haben, nicht umsonst verdient; sie sind in der Tat, gemessen an der Größe des Ortes, etwas Ungewöhnliches.

Das 5. Bachfest, das in diesem Jahre gefeiert wurde, brachte die schwierige Höhe Messe in h-moll, und abgesehen von einigen Kürzungen, wurde das Werk unter der Leitung des verdienstvollen Hermann Matthäi (Köthen) in schöner Vollendung dargeboten. Außerdem brachte die dreitägige Veranstaltung ein Konzert des Leipziger Sinfonieorchesters unter der Leitung von Generalmusikdirektor Hans Weisbach mit Werken von Döndel, Bach (d-moll-Konzert für zwei Violinen) und Corelli-Geminiani sowie Arien von Bach und seinem Sohn Johann Christian und schließlich ein Standortkonzert der Köthener Wehrmacht mit alten Militärmusiken von Krieger, Praetorius, J. S. und J. Chr. Bach, Döndel und Friedrich dem Großen.

Gerhard Weise

Ich bin doch nicht
Herr Hase

und warte mit dem Sommer-
Oelwechsel bis Ostern. Nein —
zur Osterfahrt muß schon ge-
wechselt sein! Der Motor ver-
langt es — und dankt es! Vor-
aussetzung natürlich: „Rieh-
tiges“ Sommeroel. Schmier-
sicher — reißfest — hitzebe-
ständig. Kurz und gut ... mit
ganz besonderen Eigenschaf-
ten. Ich bin kung geworden:

SHELL AUTOOEELE

AUS DEUTSCHEN FABRIKEN

verbürgen ungetrübte Fahrt



Fünfundvierzig Jahre im Dienst der Flotte

Ein Lebensbild des Großadmirals Raeder

Fünfundvierzig Jahre Dienst und Kampf um die Erhaltung und Erneuerung der deutschen Marine haben ihre Würdigung gefunden, indem der Führer der General-Admiral Erich Raeder mit der höchsten Würde ausgezeichnet hat, die die deutsche Marine vergeben kann.

Am 16. April 1894 trat der noch nicht ganz achtzehnjährige Erich Raeder in die Marine ein, womit sich offenbar der genialste Geist seines Jahrhunderts der Nordsee umwitterten Geburtsort Wandsbek bewährte, obwohl sein Vater inzwischen als Direktor des Realgymnasiums nach Grünberg in Schlesien gegangen war, wo auch der Sohn seine Reifeprüfung ablegte.

Es kam die übliche Ausbildung, darunter ein Auslandskommando in Ostafrika, dem 1897 die Beförderung zum Marineoffizier folgte, dann der Besuch der Marineakademie in den Jahren 1903 bis 1905. Nach ihrer Absolvierung wurde Raeder zur Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamtes kommandiert, wo er von 1906 bis 1908 für die ausländische Presse und als Schriftleiter der Marinezeitung und des „Nauticus“ tätig war. Es ist selbstverständlich, daß der kirchliche Geist, der die berühmte Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamtes durchwehte, nicht ohne starke Wirkungen auf den jungen Marineoffizier blieb, der hier zwar kritisch, aber doch auch glanzvolle Jahre des Verdienstes der kaiserlichen Marine durchlebte. Seine Leistungen und Fähigkeiten wurden bald anerkannt durch die Kommandierung auf den ganz besonders bevorzugten Posten eines Navigationsoffiziers der Kaiserjacht „Hohenzollern“, auf diesem Posten wurde er schon 1911 zum Korvettenkapitän befördert.

Nachdem Raeder 1913 zum 1. Admiralsstabsoffizier und Chef des Stabes des Befehlshabers der Aufklärungsflotte befördert worden war, nahm er — als Stabschef des Großen Kreuzerführers Hipper — auf den Schlachtschiffen „Seydlitz“, „Lützow“ und „Hindenburg“ am Krieg teil, insbesondere an einer ganzen Reihe von Beschießungen der englischen Küste, an der Kreuzerflotte an der Doggerbank im April 1915 und an der Skagerrak-Schlacht.

Vom Januar bis Oktober 1918 war Raeder als Fregattenkapitän Kommandant des Kreuzers „Köln“ (II), um sich, nach dem Umsturz, als Chef der Zentralabteilung der Admiralität zunächst der Festigung des amtlichen Seefriedenswerkes über den „Kreuzerkrieg“ in den ausländischen Gewässern zu widmen. Die Universalität zielte ihm dafür die Würde des philosophischen Ehrendoktors. Nach einer Uebergangszeit von 1920 bis Juli 1922, die er beim Marinearchiv verbrachte, erhielt er am 1. August 1922 die Beförderung zum Konteradmiral, als welcher er bis zum September 1924 die Inspektion des Bildungswesens der Marine und anschließend das Kommando über die leichten Seestreitkräfte der Nordsee übernahm. Von 1925 bis zum Herbst 1928 war Raeder, der am 1. April 1925 zum Vizeadmiral befördert worden war, Chef der Marineleitung der Ostsee und vom 1. Oktober 1928 an, als Admiral,

Chef der Marineleitung bzw. Oberbefehlshaber der Kriegsmarine als Nachfolger des inzwischen verstorbenen Admirals Jenter.

Als Chef der Marineleitung fand Raeder vielfältige Gelegenheiten, entscheidende Beschlüsse über den Aufbau und die Erneuerung der Marine herbeizuführen. Ihn ist der zeitgemäße Erfolg für die veralteten Linienfahrzeuge „Braunschweig“ und „Hannover“ zu danken, beginnend mit dem Panzerschiff „Deutschland“, den er gegen den Widerstand Preußens im Reichsrat durchsetzte. Zugleich schuf er einen weiterführenden Entwicklungsplan für Linienfahrzeuge, Kreuzer, Torpedofahrzeuge und Hilfsfahrzeuge. Dies alles unter den bedrückenden Beschränkungen des Versailles Vertrages, das für Panzerschiffe eine Höchstgrenze von 10.000, für Kreuzer von 6.000, für Torpedoboote von 800 Tonnage festsetzte. In dem von Raeder entworfenen Rahmen wurden die drei Panzerschiffe „Deutschland“, „Admiral Scheer“ und „Admiral Graf Spee“ geschaffen. Das Kreuzergeschwader der „Emden“, „Königsberg“, „Karlsruhe“ und „Köln“ wurden um die modernen Kreuzer „Leipzig“ und „Münsterberg“ vermehrt. Es entstanden die Küstenbeseitigungs-, Werften und Arsenalen, die die Basis für das Wirken der neuerschaffenen Flotte darstellten. Selbstverständlich, daß der Chef der Marineleitung allen sonstigen Einrichtungen und Behörden, insbesondere soweit sie der Schulung und dem Ausbau des Personals dienten, seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte.

Seine schöpferische Energie und fachmännische Tatkraft konnten begreiflicherweise ihre vollen Möglichkeiten erst nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler, insbesondere nach der Verkündung der Wehrhoheit am 16. März 1935, entfalten. Die bisher vollendeten Neubauten der Marine, die beiden 26.000-Tonnen-Schlachtschiffe „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, die beiden 10.000-Tonnen-Kreuzer „Prinz Eugen“, dessen Stapellauf im vergangenen Herbst der Höhepunkt des Bestands des unangefochtenen Reichsflottenbauers war, der Anfang Dezember 1938 vollendete Flugzeugträger „Graf Zeppelin“, das 35.000-Tonnen-Schlachtschiff „Bismarck“, das am 14. Februar dieses Jahres von Stapel lief, bezeichnen nur die bedeutendsten Etappen in der Schaffung der Kriegsmarine des Dritten Reiches, die im übrigen ausgefüllt war von einer Fülle von technischer, personeller und organisatorischer Kleinarbeit, von deren Umfang es unmöglich ist, einen zureichenden Begriff zu geben. Schon am 20. April 1936 erhielt der Führer die Tätigkeit Raeders durch die Beförderung zum Admiral zum Generaladmiral und erkannte ein Jahr später auf seine neue Verdienste um den nationalsozialistischen Aufbau an durch die Verleihung des Goldenen Parteiabzeichens. Als dann am 4. Februar 1938 der Führer den Geheimen Ratsrat bildete, schenkte er dem Generaladmiral Raeder einen neuen Vertrauensbeweis durch seine Berufung in dieses Gremium des Dritten Reiches. Und erst wenige Tage liegt es zurück, daß der nunmehrige Großadmiral des Dritten Reiches den Führer auf dem Schlachtschiff „Deutschland“ in das befreite Memel geleiten durfte.

Eine Räubergeschichte

Von Jürgen Eggebrecht

Als noch die Kavaliere der Landstraße ihr Unwesen trieben, geschah es, daß eines Tages ein reicher Edelmann, der von Nürnberg nach Augsburg reiste, unterwegs einem Reiter von hoher Eleganz und glänzender Bewaffnung begegnete. Dem Edelmann war darob nicht sehr wohl zu muten; denn da der Weg durch ausgedehnte Wälder führte, in denen sehr wohl Räuber haufen konnten, argwöhnte er nicht mit Unrecht, es könnte ihm aus diesem Zusammenstoß allerlei Scherereien erwachsen. Herr von Barva, in der ganzen Gegend bekannt als ein Mann von Distinktion, der nicht nur mit feinesgleichen umzugehen verstand, hatte, soweit es überhaupt in eines Menschen Macht lag, jede Vorehrung zur Abwehr immer möglicher Ueberfälle getroffen. Schon deshalb war er dieses Mal besonders achtsam gewesen, weil er 400 holländische Gulden zum Zwecke eines Landkaufs bei sich trug und weil, was sein Herz mit wirklicher Sorge erfüllte, seine junge, schöne Frau das Abenteuer der gefährlichen Fahrt mit ihm teilte.

Die Donau lag bereits hinter ihnen. Es wurde Abend, und man sah den Mond langsam über den Baumwipfeln hochsteigen. Da geschah es, daß aus der Richtung einer kleinen Wiese, die vor ihnen lag, eben jener fremde Reiter auftauchte. Der Reiter sah ihn zuerst, und indem er sich seinem Herrn bemerkbar zu machen suchte, piffte er durch die Zähne, mißte den Pferden eins aufs Fell und fluchte laut: „Verdammt!“

Barva lehnte sich zum Fenster hinaus und gewahrte alsbald den verdächtigen, wenn auch noblen Gesellen, der offensichtlich jemanden zu erwarten schien. Es war wenig Zeit zum Überlegen, und Barva entschloß sich kurzerhand, seine Frau zu wecken, die im Fond des rumpelnden Wagens ruhig schlief. Flüsternd und sehr unterrichtet er sie und verhehlte ihr nicht den Ernst der Lage. Die junge Frau sah sich augenblicklich. Sie wußte, um was es ging. Und um zu zeigen, daß sie sich nicht fürchtete, zog sie ihre Flöte hervor und fing an, eine tröstliche Melodie zu blasen. Der Edelmann war verblüfft über diese Wirkung seiner Worte. Er packte die ansehnliche Unbekannte am Arm, was aber nur zur Folge hatte, daß ein paar Töne recht wie ein später Vogelkuckuck quakelten. Indessen blieb zu weiterem keine Zeit. Denn nicht anders, als gelte es ein Duell, nahm eine zweite Flöte die Triller und anmutigen Kadenz der Dame auf, so daß Herr von Barva schon glauben wollte, seine böse Ahnung bezüglich des Fremden habe ihn getäuscht.

Mit der Miene eines Mannes von Welt gebot der Reiter der Kutsche Halt. Er näherte sich dem Wagenhals und erwies den Herrschaften, bestehende aus dem Sattel gleitend, seine unterwürfige Reverenz. Er war schön gewachsen, und wie er sich jetzt, das schmale Antlitz durch eine schwarze Maske verdeckt, dem Grusse niederbeugte, um Frau von Barva die Hand zu küssen, konnte man das Feuer dunkler Augenlider für kurz aufblitzen sehen. Ehe die Reiternden sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatten, forderte der Unbekannte die Dame artig zu einem Tanz auf der mondbesäumten Wiese auf.

Sollte sie nein sagen, es verweigern, worum mit so viel Anstand gebeten wurde? Aber blieb ihr denn überhaupt eine Wahl? Diese Gedanken gingen ihr noch durch den Kopf, als sie bereits am Arme des Kavaliers dahinschritt und nicht ohne einen einwilligenden Blick ihres Gatten zu einer Alleanze ansetzte. Sie tanzten, schwebten dahin, entfernten sich, kamen näher, um wieder und noch einmal den Tanz von neuem zu beginnen. Der Fremde, der berühmte Räuberhauptmann Lainer, sang dazu, und das Echo warf aus den stillen Gründen den schaukelnden Rhythmus zurück. Zwischen nebelhaften Bäumen am Rande der Wiese tauchten gleich Schatten verwegene Gestalten auf und starrten dorthin herüber. Herr von Barva dachte an sein Geld. War es gerettet? Draußen hatte mittlerweile das Tanzen aufgehört und das Singen war verstummt. Lainer geleitete die Dame von grazia zum Wagen und öffnete ihr diensteifrig den Schlag. Danach bestieg er sein Pferd, und der Kutscher, gleich als ob er den heftigen Wunsch seines Herrn erraten hätte, wollte machen, daß er weiterkam. Aber Lainer blickte es nicht. „Sire“, sprach er und wandte sich lächelnd dem Edelmann zu, „auf ein Wort! Sie haben vergessen, die Musik zu bezahlen.“

Herr von Barva zuckte nicht mit der Wimper, und als der Mann von Distinktion, der er war, reichte er dem Räuber wie für eine christliche Leistung ein Säcklein mit 100 Goldgulden. Lainer verneigte sich und erwiderte: „Man nennt Sie nicht umsonst edelmütig, Sire; und Ihrer Freigebigkeit danken Sie es, daß ich Ihnen die restlichen 300 schenke.“

Goethe und Schiller auf den Bühnen

Wie im Vorjahr veröffentlicht wieder die Goethe-Gesellschaft im 1. Heft ihrer Biermonatschrift „Goethe“ eine beschreibende Statistik der Goethe- und Schiller-Aufführungen, die abermals Dr. Hans Knudsen bearbeitet hat.

Die Gesamtzahl der Goethe-Aufführungen beträgt 588 (im Vorjahr 444); an der Spitze steht wieder „Faust, I. Teil“ mit 171 Wiedergaben (im Vorjahr 260), es folgt der „Götz“ mit 121 (gegen 82); alle anderen Werke bleiben unter 100, so „Egmont“ mit 99 (gegen 52), dann folgt „Clavigo“ mit 44 (gegen nur 2 im Vorjahr), „Iphigenie“ mit 43 (gegen 17), „Bürgergeneral“ mit 36 (gegen 8), „Stella“ mit 23, „Geistwörter“ mit 22, „Lasso“ mit 9.

Für Schiller ergibt sich eine Gesamtzahl von 973 (im Vorjahr: 1052). Obenan steht der „Tell“ mit 240 (gegen 207), dann folgen „Kabale und Liebe“ mit 122 (gegen 103), „Don Carlos“ mit 112 (gegen 89), „Maria Stuart“ mit 110 (gegen 194); die anderen Werke bleiben unter 100 Aufführungen; die niedrigsten Zahlen haben „Fiesco“: 21 (im Vorjahr: 72) und „Braut von Messina“ 5 (gegen 8 im Vorjahr).

Im Ausland ist vor allem Schiller gespielt worden, von Goethe nur der „Faust“. Besonders sind beteiligt: Polen, Finnland und Jugoslawien.

„Münchhausen“ (Der farnische Viehhäber), Tragikomödie in drei Akten von Robert Walzer, gelangt am 3. 4. am National-Theater Mannheim zur Erstaufführung.

Am 30. März verstarb im Krankenhaus zu Erfurt an den Folgen eines Auto-unfalles mein innigstgeliebter Mann, unser guter Bruder, Schwager und Onkel, der

Bankier Rudolf George

Emmy George, geb. Schurwanz
Clara George
Anna von Rodbertus, geb. George
Louise Kaufsch, geb. George
Landorfmeister a. D. Kaufsch

Berlin, Potsdam, Zehlendorf, den 30. März 1939.

Die Trauerfeier findet am Dienstag, dem 4. April, nachm. 6 1/2 Uhr, im Krematorium Wilmersdorf, Berliner Straße 100/104, statt.

Familien-Nachrichten

Geburten

Ein Sohn
Herrn Hellmut von Graevenitz und Frau Karen Maria, geb. Jessen, Haus Zueh über Bitterfeld. — Herrn Bruno P. Schliephede und Frau Margarete, geb. Kahl, Magdeburg-Land. — Herrn Harald Brädel und Frau Ilse Margret, geb. Seifert, Danzig. — Herrn Regimentsarzt Grotzer und Frau Elisabeth, geb. Wippenmann, Werber (Dadel).

Eine Tochter

Herrn Regimentsrat Wilhelm Wiemann und Frau Elisabeth, geb. Welle, Königsberg, Pr. — Herrn Dr. jur. W. Hellmer und Frau Christa, geb. Koch, Bremen. — Herrn Bernhard von Willow und Frau Barbara, geb. Wuttner, Stettin. — Herrn Dr. phil. Karl König und Frau Beata, geb. Bollhardt, Frankfurt a. M.

Verlobungen

Herr Dr. Katharina Ludwig mit Herrn Stabsarzt Dr. H. Dr. Franz Hünig, Breslau / Martha, Schlesien.

Vermählungen

Herr Paul Fund mit Frau Eva Widel, Poppel. — Herr Dr. Walter Schäfer mit Frau Anneliese Wöner, Schneidemühl. — Herr Dipl.-Ing. Ulrich Müller mit Frau Ulrika Grete, Krähel bei Jell / Hannover. — Herr Dr. phil. Oswald Schaper mit Frau Charlotte Liebrecht, Göttingen / Magdeburg. — Herr Oberregierungsbaumeister Ludwig Sinn und Frau Marie Nadte, Berlin-Karlshorst.

Todesfälle

Herr Oberleutnant der Luftwaffe Hans Heinrich Paule, Königsberg, Pr. — Frau Josephine Wöner, geb. Katterbach, Köln. — Herr Dipl.-Landwirt Fedor W. Wöner. — Herr Hausbesitzer Richard Angewand, Breslau. — Herr Rentner Otto Weismann, Halle (Saale).

(Aus unserm Leserkreis und anderen Blättern.)

Allzu beschäftigt

durch einen schönen Beruf, der sie jung erhält, sucht eine mittelblonde, schlanke Frau zur Ausfüllung ihres Lebens und Herzens einen Lebensgefährten, der zu ihr paßt. Sie ist 41 Jahre alt, geschieden, hat eine erwachsene Tochter, ist wirtschaftlich unabhängig und liebt das Leben in all seinen Erscheinungen. — Ich bitte um Zuschriften (mit Bild) von Menschen, die hochgebildet sind und in jeder Weise über den Durchschnitt stehen, die aber bitte nicht unter 45 Jahre alt sind. Offerten unt. 10278 NO an die DAZ, Kochstraße

Bollzei

Offizier, Major a. D. Bader
erleidet jede Vertrauenssache,
ermittelt alles geheim
Friedenau, Saarstraße 1. Tel. 882312

Klavier-Unterricht • Liederstudium

Hermine Pauly-Correns
Staatl. anerk. Gustloffstr. 11 933091

Herrenzimmer

erstklassig, neuwertig,
Schlafzimmer, Beleuchtungen, Verschiedenes
preiswert Charlottenburg, Cauerstr. 2 III

Schlafzimmer

dunkel Birke, Klavier
preiswert,
Alte Jakobstr. 54/55 I

Wangenschreibfisch

prächtig, Stück, 300,—
verkauft 67 56 42

Bücherankauf

Matthias-Antiquariat
Marlin-Lutherstr. 4, 28285

Selbstinszenierung!

Dame erster Klasse, 41 Jahre,
große, hübsche, jugendliche
Erscheinung, charakterfest, vor-
herzig, ledig, sehr vernünftig,
sucht auf diesem Wege, da etwas
zurückgezogen lebend, vornehm
denkende Persönlichkeit (Aha-
demiker oder Industrieller) als
Lebenskameraden kennenzulernen.
Vertrauensw. Bildauschr. u.
10 279 NP an die DAZ, Berlin
SW 68, Kochstraße, erbeten.

Fabr.-u. Rittergutsbes.

sucht zwecks Verheiratung s. einzig.
Sohnes u. Erben, gut aussehend,
edelmütig Mensch, 171 groß, lila,
jetzt kaufmännisch tätig, Verbindung
mit Eltern oder jungen Dame.
Evtl. Müßigkeit braucht nicht eingebracht
werden. Schriftl. Vorlegungen, evtl.
unter Deckadresse, aber mit Bild,
unter 10 261 M. U. an die DAZ,
Berlin SW 68, Kochstraße, erbeten.
Vertrauliche Behandl. selbstverständlich.

Grundstücke und Wohnungen

DAHLE M
entzückende Einzelvilla modern
mit Klinkerstein, 1932 erbaut,
Garten 1000 qm, mit 3 Wohn-
räumen Küche und Nebengebäude.
Hochpart., sowie 2 Schlafräume,
Luxusbad im Obergeschoß, Gar-
age, reiner Garten und Ter-
rasse vorhand. Preis 65.000 RM
anzügl. Einbauten, Alleinauftrag:

Nüncke
Villen-Makler des Westens
Grüneberg 97 30 33 Trabener Str. 21

Zinshäuser gesucht

im Auftrag zahlungsfähiger, rasch
entscheidender Käufer, welche über
Bausparung bis zu 90.000 RM
verfügen. Ernste Direktangebote an

DOROTHEUM
Grundverkehr G.m.b.H.
W8, Taubensir. 35, Immo.
Tel. 11 62 71

Gute Gelegenheit, ein Grundstück zu kaufen oder zu verkaufen, ein Haus zu erwerben oder anzubieten, eine Wohnung zu mieten oder zu vermieten.

finden Sie durch eine Anzeige
in unserer Sonntagsbeilage
„Bauen und Wohnen“

Zweifenstr. 10
teilweise möbliertes Zimmer
renov., sonnig, Garten-
aussicht, Lichter-
feld-W. 76 27 59.

Suche
Garagenräume
mit oder ohne Tank-
stelle, evtl. zum Aus-
bauen, mögl. Westen.
Offert. u. „55 985 RK“
DAZ, Tauentzienstr. 1

Wer von
Berlin
abreißt,
benutzt den
ABC-
Fahrplan
Fernverkehr,
Fluglinien,
Torortverkehr
75 Pf.

Hauschneiderin
perfekt
sucht 70 98 57

Stellen=Anzeigen

Der Tod unseres langjährigen Vertreters in Berlin veranlaßt uns, einen
geeigneten Nachfolger zu suchen. Es kommen nur Herren in Frage, die
gute maschinentechn. Kenntnisse und mehr-
jährige praktische Erfahrungen in persön-
licher Bearbeitung der Kundschaft besitzen.

Bevorzugt würden wir einen Herrn aus der Branche, der seine Arbeits-
kraft hauptsächlich oder ganz unserer Vertretung widmet. Wir bitten um
ausführliche Bewerbung mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Foto.

Asbest- u. Gummiwerke Martin Merkel K.-G.
HAMBURG I

EINGEFÜHRTE VERTRETER

Bei Heeresküchen und Kantinen gut
geachtet zur Mitnahme eines leicht verkäuflichen
Artikels für die Speisenzubereitung. Zuschriften er-
beten an: 81 030 Hls. Daz. Kochstraße 28/28

AKADEMIKER
33 Jahre, Studium: Philos. Geistes-
wissenschaft., Kunst, schriftst. Begab-
ung, gepflegt. Stil, such passenden
Wirkungskreis in Verlag oder als
Sekretär. Offert. unt. 61 023 B. S. an
die DAZ, Kurfürstendamm 115.

Dr.-Ing., 33 J., ledig, gute Er-
scheinung, organisatorisch und
kaufmännisch veranlagt, sucht
zwecks Veränderung Stellung
mit verantwortlicher Tätigkeit
und Aufstiegsmöglichkeit, evtl. als

Direktions-Assistent
Repräsentant oder
Generalvertreter

Zuschriften erbeten an Poromka,
Bln.-Schöneberg 3, Nymphenburger Str. 8

Mein Mann,
der Rennfahrer
heißt das soeben erschienene
Buch von Ely Rosemeyer-
Beinhorn, das in packend ge-
schriebenen Kapiteln und in
77 prächtigen Fotos uns den
berühmten Rennfahrer so
schildert, wie ihn kaum einer
kennt. In Ganzleinen 4,80 M.
DEUTSCHER VERLAG

Wiener Köchin
gesetzten Alters, Küche und Haushalt
perfekt, auch Stelle. Angeb. u. 55 988 RN
an die Deutsche Allg. Ztg. Taubentzenstr. 1

Immer wieder

erhalten wir Be-
schwerden von Be-
werbern, welche die
ihnen Angebot be-
stehenden Unter-
lagen wie
Zeugnisabschriften,
Lichtbilder,
Arbeitsproben
und dergl. entweder
gar nicht — oder
erst nach langer
Zeit und in einem
kaum mehr ge-
brauchsfähigen Zu-
stande zurück-
erhalten.

Immer wieder

bitten wir deshalb
die Aufgeber von
Anzeigen, in denen
Unterlagen der er-
wähnten Art ver-
langt werden, dar-
auf bedacht zu
sein, daß solche
Papiere, die
wertvoll und wichtig
für ihren Eigen-
tümer sind, mit
Sorgfalt be-
handelt und um-
gehend an den
Einwanderer zurück-
geschickt werden

Gustav Schwab:

Die schönsten
Sagen
des klassischen
Altertums

Seit Jahrzehnten das
herrlichste Buch, das
die Jugend kennt!
Über 400 Seiten stark
mit vielen Bildern in
Ganzleinen 4 M 80

Bedeutende GEMÄLDE
alter und neuer Meister und
ANTIQUITÄTEN

sucht:
Dr. Hans Rudolph
Berlin W 35, Lützowufer 13
Tel. 22 46 16.

Perser Teppiche
Orientteppiche, Perser Brücken,
große Auswahl jed. Größe, neu
u. gebraucht, bei selb. Kassazahlung
sehr preiswert. Einige Beispiele:
Kirmen 546x340 = 1250,—
Simat 345x255 = 650,—
Sparta-Seraband 377x270 = 750,—
Schiras 146x104 = 95,—
Panderma 173x132 = 215,—
Dachgöl 295x156 = 350,—
Mosul-Läufer 354x108 = 350,—
Kauk 135x76 = 85,—
usw. bis zu den allerfeinsten Qualitäten
Auswahlsendung nach ganz Deutsch-
land ohne Kaufverpflichtung

Krisch Kurfürstendamm 45
Ecke Bleibtreustr.
Ankauf 11 0951

ELGEMÄLDE
OTM
TEPPICHE
ÖBEL

Komplette Zimmer-Einzel-
u. Polstermöbel in großer
Auswahl sehr preiswert

KUNST u. HANDWERK
GMBH.
NUR KOCHSTR. 6 BIS 7



Von meinem BÄCKERMEISTER

den Osterkuchen



Frisch
appetitlich
preiswert

England hat im deutschen Lebensraum nichts zu suchen!

Die Führerrede in Wilhelmshaven — Gegen Einschüchterung und Einkreisung Flottenvertrag durch England in Frage gestellt

Berlin, 1. 4.

St. Der Führer hat in Wilhelmshaven eine Rede gehalten, die an Bedeutung für die Zukunft Europas nicht zu übertreffen ist. Er hat keinen Zweifel daran gelassen, daß Deutschland sich weder einer Einschüchterung, noch einer Einkreisung gefallen läßt. Er hat als Beispiel das Schicksal des früheren tschechischen Staates herangezogen, der von uns befreit werden mußte, nicht, weil wir etwas gegen das tschechische Volk haben, sondern weil sich hier ein abhängiger Staat mißbrauchen ließ als Aufmarschfeld für Angriffspläne großer Mächte auf Deutschland. Wir werden nicht den Kardinalfehler der Vorkriegszeit noch einmal begehen, der darin bestand, gegen die Einkreisungspläne der Engländer, die man kannte, nur unzulängliche Vorkehrungen zu treffen. Das Deutschland von heute ergreift seine Gegenmaßnahmen rechtzeitig und mit totem Einfühlungsvermögen. Denn es hat nicht die Absicht, seine Zukunft von der Gnade oder Ungnade anderer abhängig zu machen.

Das sollen sich in erster Linie die Engländer gesagt sein lassen. Es ist in Deutschland nicht vergessen, daß sie es waren, die vor dem Kriege aus Mißgunst die Einkreisungspolitik führten und die es zu einer Doktrin ihrer Außenpolitik gemacht hatten, das Entstehen einer großen Kontinentalmacht zu verhindern. Sie haben es jahrhundertlang verstanden, die kontinentalen Völker dieses englischen Zieles wegen gegeneinander auszuspielen. Sie haben diesen Grundgedanken einmal durchbrochen, als sie nach dem Kriege glaubten, Frankreich als englischen Polizisten des Kontinents mißbrauchen zu können. Sie lehren heute, nachdem dieser Plan an der harten Tatsache der deutschen Wiedergeburt gescheitert ist, zu dem alten Grundgedanken zurück, weil sie nicht begreifen haben, daß ein neues Europa entstanden ist. Dieses neue Europa gönnt immer noch den Briten ihr Weltreich, aber es ist nicht mehr die Magd dieses Weltreiches, sondern gestaltet sich sein eigenes Schicksal auf dem Kontinent.

Dieses europäische Schicksal steht und fällt mit der Stärke und der Sicherheit des Landes, das in der Mitte liegt, und das ist Deutschland. Der Führer hat daher zur Doktrin unserer Außenpolitik den Satz erhoben, daß England in unserem Lebensraum nichts zu suchen hat. Wenn England diesen Satz begreift, mag

es möglich sein, daß die beiden Völker sich aus dem Wege gehen. Einen Krieg mit England will das deutsche Volk auch heute nicht. Aber dieser Wunsch muß, wie der Führer sagte, beiderseitig sein. Denn sonst entfällt selbstverständlich die praktische Voraussetzung für das deutsch-englische Flottenabkommen.

Dieses Abkommen wurde von Deutschland in dem aufrichtigen Willen abgeschlossen, das britische Weltreich auch weiterhin bestehen zu können, und in der Erwartung, daß England die deutsche Kontinentalstellung bejahet. Vier Jahre lang haben wir nichts davon gemerkt, daß die Engländer ihrerseits die Konsequenzen aus diesem Abkommen zogen. Mürrisch fanden sie sich mit den deutschen Erfolgen ab, die doch nichts anderes waren, als die Wiedergutmachung des von den besten Engländern stets zugegebenen Unrechts von Versailles. Der Führer sagte — er hat auch früher nie den geringsten Zweifel daran gelassen — daß das Ziel seiner Politik von Anfang an das Zerbrechen des Friedensbündnisses gewesen sei. Er hat seinerzeit den Engländern die größte Chance gegeben, die ihnen jemals von uns geboten wurde. Denn mit ihm hatte die Leitung der deutschen Politik ein Staatsmann übernommen, der jeder Rivalität mit England aus dem Wege gehen wollte, damit sowohl England wie Deutschland sich denjenigen Aufgaben widmen könnten, die ihnen in der Welt zukommen.

Diese Chance haben die Engländer mit einem Leichtsinne behandelt, der den Glauben an ihre politischen Fähigkeiten nicht nur bei uns in Deutschland, sondern bei den meisten Völkern des Kontinents erschüttert hat. Der Calvinismus lehrt seine Anhänger, daß der irdische Erfolg ein Beweis für die göttliche Auslese ist. Mit dieser Lehre haben sich die Engländer, weil sie den vierten Teil der Erdoberfläche erobert und viele Völker unterjocht haben, zum Apostel der eigenen Tugendhaftigkeit erklärt und sie haben sich für prädestiniert gehalten, von dieser Erde aus die Lebensansprüche anderer Völker ignorieren zu dürfen. So versuchen sie auch jetzt wieder, andere Völker zu bedrücken und ins Unglück zu führen. Denn darüber hat der Führer keinen Zweifel gelassen: Wer sich für solche Zwecke mißbrauchen läßt, der verbrannt sich die Finger.

hineinreichen und von denen ein englischer Staatsmann sagte, daß sie nur dann erfüllt werden könnten, wenn das deutsche Volk seinen Lebensstandard auf das äußerste reduziert und jeden Tag vierzehn Stunden arbeitet.

Was deutscher Geist, deutscher Fleiß, deutsche Arbeitskraft in Jahrzehnten und Jahrzehnten zusammengespart hatte, ging nun in wenigen Jahren verloren. Darüber hinaus aber wurden Millionen von Deutschen vom Reich entweder weggerissen oder verhindert zum Reich zurückzuführen. Der Völkerverbund, er wurde nun nicht zum Instrument einer gerechten Verständigungspolitik der Völker untereinander, sondern zum Garant des gemeinsten Diktats, das jemals Menschen erfunden hatten. So wurde ein Volk verzwangt und einem Elend preisgegeben, das Sie alle kennen.

Man hat ein großes Volk durch Vortrieb um sein Recht gebracht und ihm seine Existenz praktisch unmöglich gemacht. Ein französischer Staatsmann hat dem nächsten Ausdruck gegeben, indem er erklärte: Es leben zwanzig Millionen Deutsche zuviel!

Es gab Deutsche, die in Verzweiflung ihr Leben beendeten; es gab andere, die sich lethargisch in ein unwendbares Schicksal fügten; es gab wieder andere, die der Meinung waren, nun müsse man eben alles zerbrechen; wieder andere knirschten mit den Zähnen und hielten in ohnmächtiger Wut die Fäuste; andere wieder glaubten, man müsse die Vergangenheit restaurieren, sie wieder herstellen, so wie sie war. Es hatte jeder irgendeine Stellungnahme bezogen.

Das Programm des Führers

Und auch ich habe damals als unbekannter Soldat des Weltkrieges meine Stellung bezogen. Es war ein sehr kurzes und einfaches Programm. Es lautete: Beendigung der inneren Feinde der Nation, Beendigung der Zersplitterung Deutschlands, Zusammenfassung der ganzen nationalen Kraft unseres Volkes in einer neuen Gemeinschaft und Zerbrechen des Friedensbündnisses so oder so. Denn solange dieses Diktat von Versailles auf dem deutschen Volk lastete, war es tatsächlich verdammt, zugrunde zu gehen. Wenn aber nun andere Staatsmänner davon reden, daß auf dieser Welt Recht herrschen müsse, dann mag ihnen gesagt sein, daß ihr Verbrechen kein Recht ist, daß ihr Diktat kein Recht und kein Gesetz ist, sondern daß über ihrem Diktat und über ihrer Zweckmäßigkeit die ewigen Lebensrechte der Völker stehen. Das deutsche Volk wurde von der Vorsehung nicht dazu geschaffen, um ein Gesetz, das Engländern und Franzosen paßt, gehorchen zu befolgen, sondern um sein Lebensrecht zu vertreten. Dazu sind wir da. (Stürmische Zustimmung.)

Und ich war entschlossen, diesen Kampf zur Vertretung der deutschen Lebensrechte aufzunehmen. Ich habe ihn erst aufgenommen innerhalb der Nation. In die Stelle einer Vielzahl von Parteien, Ständen und Vereinen ist nunmehr eine einzige Gemeinschaft getreten, die deutsche Volksgemeinschaft. (Stürmische Heilrufe.)

Und sie zu verwirklichen und immer mehr zu vertiefen, ist unser aller Aufgabe.

Ich habe in dieser Zeit manchem weh getan. Allein ich glaube, das Glück, dessen heute die ganze Nation teilhaftig wird, muß jeden einzelnen für das reichlich entschädigen, was er an Schmerz für sich selbst vertragen mußte. Ihr habt alle Parteien, Verbände und Vereinigungen geopfert; aber ihr habt dafür ein großes starkes Reich erhalten.

Und dieses Reich ist heute Gott sei Dank stark genug, um euer Recht in seinen Schutz zu nehmen. Wir sind nun nicht mehr abhängig von der Gnade oder der Ungnade anderer Staaten und ihrer Staatsmänner.

Arbeitskraft — einziges Kapital

Als ich vor nunmehr sechs Jahren die Macht erhielt, übernahm ich eine trostlose Erbschaft.

Das Reich schien keine Existenzmöglichkeit für seine Bürger zu besitzen.

Ich habe damals die Arbeit begonnen mit einem einzigen Kapital, das ich besaß, es war das Kapital eurer Arbeitskraft. Eure Arbeitskraft, meine Volksgenossen, habe ich nun begonnen einzusetzen. Ich hatte keine Devisen, und keine Goldbestände, ich habe nur etwas gehabt, meinen Glauben und eure Arbeit (stürmische Zustimmung).

Und wir haben nun ein neues Wirtschaftssystem begründet, ein System, das da heißt: Kapital ist gleich Arbeitskraft, und die Deckung des Geldes liegt in unserer laufenden Produktion. Wir haben ein System begründet, das auf dem edelsten Grundgesetz beruht, den es gibt, nämlich: Gestalten wir das Leben selbst! Mensch, erwerbe dir dein Dasein! Hilf dir selbst, dann hilft dir auch Gott. (Beifall.)

So begannen wir eine gigantische Aufbauarbeit. Gestützt vom Vertrauen der Nation, erfüllt vom Glauben und der Zuversicht an unsere eigenen Werte, haben wir nun in wenigen Jahren das Reich aus der trostlosen Erbschaft herausgerissen, und nicht die Welt hat uns dabei geholfen.

Wenn heute ein englischer Staatsmann meint, man müsse alle Probleme besprechen, man müsse sie durch ein gültiges Verhandeln und Besprechen lösen, dann möchte ich diesem Staatsmann doch antworten: Dazu war vor unserer Zeit 15 Jahre lang Gelegenheit.

Der Wortlaut der Rede

Anb. Wilhelmshaven, 1. 4.

Die Rede, die der Führer am Sonnabendnachmittag in Wilhelmshaven auf einer Kundgebung vor fast hunderttausend Zuhörern hielt, hatte folgenden Wortlaut:

Deutsche Volksgenossen und Genossen!

Wer den Verfall und den Emporkstieg Deutschlands verfolgt, dem wird die Vergangenheit nicht nur ein Bild der Entwicklung einer Stadt an der Küste sein, sondern ein Bild der Entwicklung einer Nation. Heute erfüllt wieder vom Dröhnen der Arbeit des Schaffens, vor kurzer Zeit noch ein toter Platz, fast ohne Existenzberechtigung, ohne Aussicht auf eine Zukunft. Es ist gut, wenn man sich die Vergangenheit wieder in das Gedächtnis zurückruft. Als diese Stadt ihren ersten Aufschwung erlebte, fiel dieser zusammen mit dem Emporkstieg des Deutschen Reiches nach seinen Einigungskämpfen. Dieses Deutschland war ein Staat des Friedens. In derselben Zeit, in der die sogenannten friedliebenden, tugendhaften Nationen eine ganze Anzahl von Kriegen führten, hat dieses Deutschland damals nur ein Ziel gekannt, den Frieden zu bewahren, im Frieden zu arbeiten, den Wohlstand seiner Bewohner zu heben und damit zur menschlichen Kultur und Gerechtigkeit beizutragen. Das Deutschland der Friedenszeit hat mit unendlichem Fleiß, mit Genialität und mit Beharrlichkeit versucht, sich sein Leben im Inneren zu gestalten und nach außen durch die Teilnahme am friedlichen Wettbewerb der Völker sich einen gebührenden Platz an der Sonne zu sichern.

Trotzdem dieses Deutschland jahrhundertlang der sicherste Garant des Friedens war und sich selbst nur seiner friedlichen Beschäftigung hingab, hat es andere Völker und besonders deren Staatsmänner nicht abhalten können, diesen Emporkstieg mit Neid, mit Haß zu verfolgen und endlich mit einem Krieg zu beantworten. Wir wissen heute aus den Akten der Geschichte, wie die damalige Einkreisungspolitik planmäßig von England aus betrieben worden war. Wir wissen aus zahlreichen Feststellungen, aus publizistischen Offenbarungen, daß man in diesem Land die Auffassung vertrat, es sei notwendig, Deutschland militärisch niederzuwerfen, weil die Vernichtung Deutschlands jedem britischen Bürger ein höheres Ausmaß an Lebensgütern sichern würde.

Abwehr der Einkreisung

Gewiß, Deutschland hat damals Fehler begangen. Sein schwerster Fehler war, diese Einkreisung zu sehen und nicht dagegen sich ihrer zu erwehren. Eine einzige Schuld können wir diesem Regime von damals vorwerfen, daß es volle Kenntnis hatte von dem teuflischen Plan eines Ueberfalles auf das Reich und doch nicht die Entschlußkraft aufbrachte, diesen Ueberfall rechtzeitig abzuwehren, sondern daß es diese Einkreisung ausreizen ließ, bis zum Ausbruch der Katastrophe. Die Folge war der Weltkrieg. In diesem Krieg hat das deutsche Volk dann, obwohl es keineswegs am besten gerüstet war, heldenhaft gekämpft und kein Volk kann für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, uns niedergewungen zu haben, am wenigsten dasjenige, dessen Staatsmänner heute die größten Worte sprechen. (Beifall.)

Ungeschlagen und unbesiegt ist Deutschland damals zu Lande, zur See und in der Luft geblieben, und dennoch haben wir den Krieg verloren. Wir kennen die Macht, die

damals Deutschland besiegt hat, es war die Macht der Lüge, das Gift einer Propaganda, die vor keiner Verdrehung und vor keiner Unwahrheit zurückschreckte, und der gegenüber das damalige deutsche Reich gänzlich wehrlos, weil unvorbereitet gegenüberstand.

Als die 14 Punkte Wilsons verkündet wurden, sahen viele deutsche Volksgenossen, vor allem die damals „führenden“ Männer, in diesen 14 Punkten nicht nur die Möglichkeit zur Beendigung des Weltkrieges, sondern zu einer endgültigen Befriedung aller Völker dieser Erde. Es sollte ein Friede der Versöhnung und der Verständigung kommen, eine Friede, der weder Sieger noch Besiegte kennen sollte, ein Friede ohne Kriegsentwöhnungen, ein Friede gleichen Rechtes für alle, ein Friede gleicher Beteiligung der Kolonialgebiete und gleicher Berücksichtigung der Kolonialwünsche. Ein Friede, der seine letzte Befestigung in einem Völkerverbund aller freien Nationen finden sollte. Er sollte als Garant für das gleiche Recht es als überflüssig erscheinen lassen, daß in Zukunft die Völker noch die Rüstung zu tragen hätten, die sie vorher, wie man behauptete, so schwer bedrückte. Also Abrüstung, und zwar Abrüstung aller Nationen! Deutschland sollte mit dem guten Beispiel vorangehen, und alle sollten verpflichtet sein, seiner Abrüstung zu folgen.

Die Zeit der Unterdrückung

Es sollte zu dem Zweck aber auch beendet werden das Zeitalter der sogenannten Geheimdiplomatie. Alle Probleme der Völker sollten offen und frei besprochen und ausgehandelt werden, und vor allem das Selbstbestimmungsrecht der Völker sollte nun endgültig stabilisiert und zum wichtigsten Faktor erhoben werden. Deutschland hat diesen Versicherungen geglaubt. Es hat im Vertrauen darauf, nachdem es sich bestätigt hat lassen, daß die Alliierten zu diesen Erklärungen stehen, seine Waffen niedergelegt. Und dann begann ein Wortbruch, wie ihn die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat. Sowie unser Volk die Waffen niedergelegt hatte, begann eine Zeit der Erpressung und der Unterdrückung, der Ausplünderung und der Verklammerung.

Kein Wort mehr vom Frieden ohne Besiegte und Sieger, sondern ein Verdammungsurteil für den Besiegten auf endlose Zeiten. Kein Wort mehr von gleichen Rechten, sondern Recht auf der einen und Unrecht und Rechtlosigkeit auf der anderen Seite. Raub über Raub, Erpressung über Erpressung waren die Folgen. Kein Mensch in dieser demokratischen Welt hat sich um die Leiden unseres Volkes gekümmert. Hunderttausende und Hunderttausende, sie sind im Kriege nicht durch feindliche Waffen, sondern durch die Hungerblockade gefallen. Aber als der Krieg zu Ende ging, wurde diese Blockade noch Monate und Monate fortgesetzt, um unser Volk mehr zu erpressen zu können.

Selbst der deutsche Kriegsgefangene durfte noch nicht in seine Heimat zurückkehren, sondern mußte noch endlose Zeiten in Gefangenschaft bleiben. Die deutschen Kolonien wurden uns geraubt. Die deutschen Auslandsinvestitionen einfach beschlagnahmt, unsere Handelschiffe uns weggenommen. Dazu kam eine finanzielle Ausplünderung, wie sie ebenfalls die Welt bis dahin noch nicht gesehen hat. Summen wurden dem deutschen Volk aufgebildet, die menschlich unmöglich waren, die in astronomische Zahlen

Die „tugendhaften“ Nationen

Wenn die Welt heute sagt, daß die Völker geteilt werden müssen in tugendhafte Nationen und in solche Nationen, die nicht tugendhaft sind — zu den tugendhaften Nationen gehören in erster Linie die Engländer und die Franzosen, und zu den nicht tugendhaften gehören die Deutschen und die Italiener —, dann können wir nur sagen: Die Beurteilung, ob ein Volk tugendhaft oder nicht tugendhaft ist, die kann doch wohl ein jeder selbst kaum aussprechen. Das müßte man dem lieben Gott überlassen.

Vielleicht wird mir nun dieser selbe britische Staatsmann sagen: Gott hat das Urteil schon gesprochen, denn er hat den tugendhaften Nationen ein Viertel der ganzen Welt geschenkt, und den nichttugendhaften hat er alles genommen. Es ist nun nur die Frage, mit welchen Mitteln die tugendhaften Nationen sich dieses Viertel der Welt erworben haben, und da muß ich sagen, das sind keine tugendhaften Methoden gewesen. 300 Jahre lang hat dieses England nur als untugendhafte Nation gehandelt, um jetzt im Alter von Tugend zu reden. So konnte es passieren, daß in dieser britischen tugendlosen Zeit 46 Millionen Engländer fast ein Viertel der Welt erworben haben, während 80 Millionen Deutsche in ihrer Jugendzeit zu 140 auf einem Quadratkilometer leben müssen.

Ja, noch vor 20 Jahren, da war die Frage der Tugend für die britischen Staatsmänner noch nicht ganz geklärt, insofern es sich um Eigentumsbegriffe handelte. Damals hielt man es mit der Tugend noch für vereinbarlich, einem anderen Volk, das seine ganzen Kolonien nur durch Verträge oder durch Kauf erworben hatte, sie einfach wegzunehmen, weil man die Macht hatte, jene Macht, die jetzt allerdings als etwas Abscheuliches und Verabscheuenswürdiges gelten soll.

Ich habe den Herren hier nur eines zu sagen: Ob sie das jetzt glauben oder nicht glauben, wissen wir nicht; wir nehmen an, daß sie das nicht glauben, denn wenn wir annehmen wollten, daß sie das wirklich selbst glauben, dann würden wir jeden Respekt vor ihnen verlieren.

Fünfundzwanzig Jahre lang hat Deutschland sein Los und sein Schicksal geduldig ertragen. Auch ich verfuhr anfangs, jedes Problem durch Besprechungen zu lösen, und ich habe bei jedem Problem Angebote gemacht, und sie sind jedesmal abgelehnt worden.

Es gibt nun gar keinen Zweifel, daß jedes Volk heilige Interessen besitzt, einfach weil sie mit seinem Leben und seinem Lebensrecht identisch sind.

Wenn heute ein britischer Staatsmann fordert, daß jedes Problem, das inmitten der deutschen Lebensinteressen und der Lebenssphäre unseres Volkes liegt, erst mit England besprochen werden müßte, dann könnte ich genau so verlangen, daß jedes britische Problem erst mit uns zu besprechen sei.

Gewiß, dieser Engländer wird mir zur Antwort geben, in Palästina haben Sie Deutsche nichts zu suchen. Wir wollen auch gar nichts in Palästina suchen. Allein, so wenig wir Deutschen in Palästina etwas zu suchen haben, so wenig hat auf alle Fälle England in unserem deutschen Lebensraum zu suchen. Und wenn man nun erklärt, daß es sich hier um allgemeine Rechts- und Gesetzesfragen handelt, so könnte ich diese Meinung nun dann gelten lassen, wenn man sie allgemein als Maßstab anwenden wollte.

Man sagt, wir hätten kein Recht, dieses oder jenes zu tun. Ich möchte die Gegenfrage erheben: Welches Recht hat England — um nur ein Beispiel zu erwähnen —, welches Recht hat England in Palästina, Araber niederzuschlagen, weil sie für ihre Heimat eintreten. Welches Recht, wer gibt ihnen dieses Recht?

Wir haben jedenfalls in Mitteleuropa nicht Tausende abgeschlachtet, sondern wir haben unsere Probleme in Ruhe und in Ordnung geregelt. Allerdings, eines möchte ich hier aussprechen: Das deutsche Volk von heute und das Deutsche Reich von jetzt, sie sind nicht gewillt, Lebensinteressen preiszugeben. Sie sind auch nicht gewillt, aufsteigenden Gefahren tatenlos gegenüberzutreten.

Wenn die Alliierten einst ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, auf Recht, auf historische Tradition oder auch auf Vernunft die Landkarte Europas ändern, so hatten wir nicht die Macht, es zu hindern. Wenn sie aber vom heutigen Deutschland erwarten, daß es Trabantenstaaten, deren einzige Aufgabe es ist, gegen Deutschland eingesetzt zu werden, geduldig reifen läßt, bis zu dem Tag, an dem dieser Einfluß sich vollziehen soll, dann verwechselt das heutige Deutschland mit dem Deutschland der Vorkriegszeit. Wer sich schon bereit erklärt, für diese Großmächte die Kasernen aus dem Feuer zu holen, muß gewärtig sein, daß er sich dabei die Finger verbrennt.

Kein Haß gegen das tschechische Volk

Wir haben wirklich keinen Haß gegen das tschechische Volk. Wir haben jahrhundertlang miteinander gelebt, das

BAD NAUHEIM
HOTEL DER KAISERHOF
Saison-Eröffnung Ostern 1939 • Pension ab RM 11.—

...glücklichen Staatsmänner nicht. Sie haben keine davon, daß der Stadthaus nicht von einem Engländer von einem Deutschen erbaut worden war, daß der St. Veitsdom ebenfalls nicht von Engländern, sondern von Deutschen erbaut wurde. Auch Franzosen waren dort nicht tätig. Sie wissen nicht, daß in einer Zeit, in der England noch sehr klein war, schon einem deutschen Kaiser auf diesem Berg gehuligt wurde und daß schon tausend Jahre vor mir dort der erste deutsche König stand, und die Huldigungen dieses Volkes entgegennahm. Das wissen die Engländer nicht und können es auch nicht wissen und brauchen sie auch nicht zu wissen.

Es genügt, daß wir es wissen, und daß das so ist, daß seit einem Jahrtausend dieses Gebiet im Lebensraum des deutschen Volkes liegt; daß wir trotzdem aber nichts gegen einen unabhängigen tschechischen Staat gehabt hätten, wenn er nicht erstens Deutsche unterdrückt hätte und wenn er zweitens nicht das Instrument eines kommenden Angriffs gegen Deutschland gewesen wäre.

Wenn mir aber ein französischer Luftfahrtminister in einer Zeitung schreibt, daß es die Aufgabe dieser Tschechei ist, in jedem Kriege durch Luftangriffe zu erschüttern, dann wird man verstehen, daß das für uns nicht ohne Interesse ist und daß wir dann auch unsererseits bestimmte Konsequenzen ziehen. Es wäre an England und Frankreich gewesen, diese Luftbasis zu verteidigen. An uns war es jedenfalls, zu verhindern, daß sich ein Angriff stattfinden kann.

Ich habe geglaubt, dies auf einem natürlichen und einfachen Wege zu erreichen. Ich bin darin getäuscht worden. Erst als ich sah, daß jeder solcher Versuch zum Scheitern bestimmt war, daß die Elemente wieder die Ueberhand gewinnen würden, und als ich weiter sah, daß dieser Staat seine innere Lebensfähigkeit längst verloren hatte, ja daß er bereits zerbrochen war, da habe ich nun das alte deutsche Recht wieder durchgesetzt und ich habe wieder vereint, was durch Geschichte und geographische Lage und nach allen Regeln der Vernunft vereint werden mußte, nicht um das tschechische Volk zu unterdrücken.

Es wird mehr Freiheit haben als die beglückten Völker der tugendhaften Nationen. Ich habe damit ein großes Wirtschaftsgebiet gesichert im Interesse aller. Ich habe aber

vor allem, glaube ich, damit dem Frieden einen großen Dienst erwiesen. Denn ich habe ein Instrument, das bestimmt war, im Kriege wirksam zu werden gegen Deutschland, beiseite geworfen gemacht.

Ein Friedensdienst

Wenn man nun sagt, daß das das Signal sei dafür, daß Deutschland nun die ganze Welt angreifen wolle, so weiß ich wirklich nicht, ob man das im Ernst meint. Das könnte dann nur das allerstärkste Gewissen annehmen. Ich glaube das nicht. Vielleicht ist es der Born über das Mißlingen eines weitestgehenden Plans. Vielleicht glaubt man damit die taktischen Voraussetzungen zu schaffen für eine neue Einreisepolitik.

Wie dem aber auch sei, ich bin der Ueberzeugung, daß ich damit dem Frieden einen großen Dienst erwiesen habe. Und ich habe in der Ueberzeugung dessen mich auch entschlossen, vor drei Wochen den kommenden Parteitag als den Parteitag des Friedens zu bezeichnen. Denn Deutschland denkt nicht daran, andere Völker anzugreifen. Was wir tun wollen, ist das Ausbauen unserer wirtschaftlichen Beziehungen. Dazu haben wir ein Recht. Und ich nehme darüber von keinem europäischen oder außer-europäischen Staatsmann Vorschriften entgegen.

Das Deutsche Reich ist nicht nur ein ungeheurer Produzent, sondern auch ein ungeheurer Konsument. Wir sind vielleicht gerade als Konsument bisher nicht weggedenkt von Europa und wir werden als Konsument ein unersetzbarer Handelspartner werden und wir sind als Produzent geeignet, das, was wir konsumieren, auch ehrlich und reell zu bezahlen. Wir denken nicht, andere Völker zu beklagen, unter einer Voraussetzung allerdings, nämlich daß auch sie uns in Ruhe lassen.

Das Deutsche Reich ist jedenfalls nicht bereit, eine Einreisepolitik oder auch nur eine Einreisepolitik auf die Dauer hinzunehmen.

Das Flottenabkommen

Ich habe einst ein Abkommen mit England abgeschlossen, das Flottenabkommen. Es basiert auf dem festen Wunsch, den wir alle besitzen, nie in einen Krieg gegen England ziehen zu müssen. Dieser Wunsch kann aber nur ein beiderseitiger sein. Wenn in England dieser Wunsch nicht mehr besteht, dann ist die praktische Voraussetzung für dieses Abkommen damit beseitigt. Deutschland wird das auch ganz gelassen hinnehmen.

Wir sind so selbststark, weil wir stark sind, und wir sind stark, weil wir geschlossen sind und weil wir außerdem sehr sind.

Und ich kann gerade in dieser Stadt an Sie, meine Volksgenossen, nur die eine Aufforderung richten: Sehen Sie der Welt und all den Vorgängen um uns mit offenen Augen entgegen! Tauschen Sie sich nicht über die wichtigste Voraussetzung, die es zum Leben gibt, nämlich die notwendige Kraft. Wer Macht nicht besitzt, verliert das Recht zum Leben. Wir haben das 15 Jahre lang erlebt. Deshalb habe ich Deutschland wieder stark gemacht, habe seine Wehrmacht aufgerichtet, zu Land, zu Wasser und in der Luft. Und deshalb wollen wir hier niemals ermatten. Wenn in anderen Ländern geredet wird, daß man nun aufrücken werde und immer mehr aufrücken werde, dann will ich diesen Staatsmännern nur eines sagen: Mich werden Sie nicht mehr machen.

Ich bin entschlossen, diesen Weg weiter zu verfolgen, und ich bin der Ueberzeugung, daß wir auf dem Weg schneller vorwärtskommen als die anderen. Keine Macht der Welt wird uns durch irgendeine Phrase noch jemals die Waffen wegnehmen. Sollte aber wirklich ein Volk mit Gewalt seine Kraft mit der unseren messen wollen, dann ist das deutsche Volk auch dazu jederzeit in der Lage und auch bereit und entschlossen.

Die Achse ist fest

Und genau so, wie wir denken, so denken auch unsere Freunde, so denkt vor allem der Staat, mit dem wir aufs engste verbunden sind und mit dem wir marschieren jetzt und unter allen Umständen auch in aller Zukunft. Wir wissen, daß, wenn die feindlichen Journalisten nichts anderes zu schreiben wissen, sie dann über Risse oder Brüche in der Achse schreiben. Sie sollen sich beruhigen. Diese Achse ist das natürliche Instrument, das es auf dieser Welt gibt. Es ist eine politische Kombination, die nicht nur der Vernunft, sondern auch der Gerechtigkeit und darüber hinaus auch dem Idealismus ihre Entstehung verdankt. Diese Konstruktion wird haltbarer sein als die augenblicklichen Bindungen nicht homogener Kräfte auf der anderen Seite.

Denn wenn mir jemand heute sagt, daß es zwischen England und Sowjetrußland keinerlei weltanschauliche oder ideologische Differenzen gibt, dann kann ich nur sagen: Ich gratuliere Ihnen, meine Herren!

Ich glaube, daß die Zeit nicht fern sein wird, da es sich

Nicht beliebt, aber geachtet

Als ich zur Macht kam, meine Volksgenossen, war Deutschland im Innern zerrissen, ohnmächtig nach außen, ein Spielball fremden Willens. Heute sind wir im Innern geordnet, unsere Wirtschaft blüht. Auch außen sind wir beliebt, unsere Wirtschaft blüht. Nach außen sind wir beliebt, unsere Wirtschaft blüht. Vor allem: Wir haben Millionen unserer Volksgenossen das größte Glück gegeben, das es für sie geben kann: die Einkehr in unser großes deutsches Reich. Und zweitens, wir haben Mitteleuropa ein großes Glück gegeben, nämlich den Frieden. Den Frieden, der geschloffen wird durch die deutsche Macht. Und diese Macht soll keine Gewalt der Welt mehr brechen. Das sei unser Gebot.

Damit aber sind dann auch die über zwei Millionen Volksgenossen im großen Krieg nicht umsonst gefallen. Aus ihrem Opfer mit ist das neue Großdeutsche Reich entstanden, aus ihrem Opfer mit ist dieses starke, junge deutsche Volkreich ins Leben gerufen worden und hat sich nun im Leben behauptet. Und im Blick auf diese Opfer würden auch wir, wenn es jemals notwendig sein sollte, kein Opfer scheuen. Das soll die Welt zur Kenntnis nehmen.

Sie mögen Worte schließen, Erklärungen abgeben, soviel sie wollen. Ich vertraue nicht auf Papiere, sondern ich vertraue auf euch, meine Volksgenossen. An uns Deutschen ist der größte Wortbruch aller Zeiten verübt worden.

Sorgen wir dafür, daß unser Volk im Innern niemals mehr brüchig werde, dann

wird keine andere Welt uns je zu bedrohen vermögen. Dann wird unserem Volk der Friede entweder erhalten bleiben oder, wenn notwendig, erzwungen werden. Und dann wird unser Volk blühen und gedeihen; es wird seine Arbeitskraft, seine Genialität, seine Fähigkeit, seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit anwenden können in den Werken des Friedens und der menschlichen Kultur. Das ist unser Wunsch, das erhoffen wir, und das glauben wir. Vor nunmehr 20 Jahren ist die Partei gegründet worden, damals ein ganz kleines Gebilde — als Siebenter kam ich zu dieser Bewegung. Ermeßen Sie den Weg von damals bis heute; ermeßen Sie das Wunder, das sich in uns vollzogen hat! Und glauben Sie daher gerade aus diesem wunderbaren Weg heraus auch an den Weg des deutschen Volkes in seine kommende große Zukunft! Deutschland — Siegesheil! Siegesheil! Siegesheil!

Die Weltgeschichte in neuer Sicht

Rede Rosenbergs auf der Geschichtstagung des NS-Lehrerbundes in Eger

dnh. Eger, 3.4.

Auf der 3. Reichstagung des NS-Lehrerbundes für Geschichte in Eger hielt Reichsleiter Rosenberg eine große Rede, die das Thema „Der Kampf um die Vergangenheit“ behandelte.

Der Reichsleiter ging von der Feststellung aus, daß jede große Revolution, die sich nicht nur mit einem politischen Machtakt zu begnügen gedachte, gezwungen sei, sich nicht nur Rechenschaft über die Ereignisse der Gegenwart abzulegen, sondern auch ihr Verhältnis zu den früheren geschichtsbildenden Kräften zu klären. So habe die französische Revolution von 1789 eine radikalen Bruch gegenüber dem Mittelalter und der dynastischen Staatsauffassung ausgesprochen und unter Verklöpfung bestimmter Lösungen sich bemüht, ein neues Lebensgefühl zu erwecken und eine neue Staatsfassung, die sogenannte Demokratie, zu begründen.

Der Wert der Aufklärung

„Das Ringen der Gegenwart für die Zukunft“, so sagte Rosenberg dann, „war vom ersten Augenblick an — ob bewußt oder unbewußt — auch ein Kampf um die Vergangenheit. Diesen gesamten Komplex von Politik der Zeit und Ueberlieferung dürfen wir wohl in zwei große Gruppen einteilen: auf der einen Seite stand die demokratisch-marginalistische, in vielem jüdisch bestimmte, und auf der anderen Seite die kirchliche, wobei römisch-katholische, protestantische und dynastisch-christliche Ueberlieferungen trotz mancher tiefgehenden Unterschieden doch vielfach außerordentlich verwandte Züge aufwiesen.“

Die demokratisch-marginalistische Gruppe hat entsprechend ihrer ganzen Staats- und Lebenslehre sich bemüht, eine bestimmte geistige Ahnenreihe als verpflichtend aufzuzeichnen. Es fällt dabei als besonderes Kennzeichen auf, daß bei der Betonung dieser Tradition nur sehr wenig deutsche Namen vorhanden sind: Denn die eigentlichen Vorfahren der demokratisch-marginalistischen Geistlichkeit waren nicht in Deutschland geboren, sondern sind Franzosen, Juden und amerikanische Freimaurer. Die Deklaration der Menschenrechte in Frankreich ist eine Kopie der Freiheitsklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nur phrasenhafter als diese, — die Lebenslehre von Marx: ein mißverständliches Gemisch von Hegel und englischem Manchesterium, in ihren Zielen aber durchaus von klaren, jüdischen Machtinstinkten bestimmt. Was dazwischen liegt an liberalen Historikern und Philosophen, ist nicht entscheidend gewesen, und die Beiträge von Bebel und Engels liegen durchaus in der Abhängigkeit dieser jüdischen und spätfrenkzösischen Theoretiker. Was an den großen französischen Denkern des 18. Jahrhunderts wirklich Allgemein-Europäisches war, das ist eingengt worden in ein schematisches Lebensdogma; deshalb werden die Denker des 19. Jahrhunderts zwar von der Demokratie angezogen, doch nur zu einem Teil mit Recht als die geistigen Führer dieser Bewegung bezeichnet. Man darf deshalb heute feststellen, daß das demokratische Leben in den letzten 150 Jahren sich nicht fruchttragend aus dem Denken des 18. Jahrhunderts entwickelt hat, sondern ganz im Gegenteil, diesen gewaltigen Aufschwung gegen das Mittelalter verengte, dogmatisierte und damit lebensfeindlich machte.

Tiefere deutsche Geschichtsauffassung hat in der Aufklärung sich bemüht, die Gefahr dieser Entwicklung durch unbewußt wirkende Instinkte ebenso wie durch Erkenntnis der deutschen Eigenart zu überwinden, und darum biegt das Zeitalter der sogenannten Aufklärung doch in vielem wohlfühlend große Züge, die nicht dadurch ausgeglichen werden können, daß ein marxistisches Untermetall sich dieser Gedankengestaltung zu bemächtigen bemühte.

Große Köpfe der letzten 150 Jahre

Die nationalsozialistische Revolution und die jetzt einsetzende nationalsozialistische Geschichtsforschung wird sich also hüten, der demokratisch-marginalistischen Bewegung zu Liebe auf wirklich große Köpfe der letzten 150 Jahre zu verzichten, bloß weil auch sie manches Mal einen geistigen Erbtum den politisch übermächtig gewordenen Bewegungen ihrer Zeit gepollt haben.

Das Erlebnis unserer Generation kann auf kommende Geschlechter nicht übertragen werden. Dieses Erlebnis ist einmalig, und der Kampf, der geführt wurde und noch weitergeführt wird, ist ebenfalls eine in den kommenden Epochen in dieser entscheidenden Form nicht zu erlebende Tatsache des Lebens, die damit eine Tatsache der deutschen Geschichte geworden ist. Aufgabe der Geschichtsforschung ist es deshalb, schon heute damit zu beginnen, diesen ganzen Kampf historisch zu begreifen, seine inneren und äußeren Notwendigkeiten darzustellen, um der kommenden Zeit ein wohlgefügtes und durch Taten und Worte der führenden Persönlichkeiten dieser Zeit begründetes Bild für die Zukunft sicherzustellen. Mit dieser Forderung sind alle jene Probleme umschrieben, die eine frühere, nicht etwa freie, sondern von bestimmten Geld- und Parteiinteressen abhängige Geschichtsbetrachtung nicht zu kennen vortrug.

Von der Gesamtheit des demokratischen Zeitalters, das nunmehr zu Ende zu gehen beginnt, wird sich dann die neue Schau des Nationalsozialismus als die gedankliche Begründung des Dritten Deutschen Reiches im scharfen Kontrast abheben, aber auch stets jene Großzügigkeit aufweisen, die inlande ist, den kämpferischen Instinkt unserer Zeit mit vielen Gedanken und Gestalten der jüngeren deutschen Geschichte zu verbinden, selbst wenn diese Mächte manchmal im äußeren Gewand ihrer Zeit aufzutreten gezwungen waren.

Kirchliche Staatsauffassung

Die kirchliche Staatsauffassung, gleich, ob sie durch einen römischen Prälaten, einen protestantischen Bischof oder einen kirchlichen Souverän vertreten war, fand den Sinn einer sogenannten „Herrschaft durch Gottes Gnade“ neben unmittelbarem Machtwillen doch in der sogenannten Christianisierung nicht nur des eigenen, sondern möglichst auch aller übrigen Völker des Erdballes. Als die deutschen Kreuzritterherren und die Heere des deutschen Ordens aufbrachen, da glaubten sie, durch einen klühnen Kampf und mutigen Tod sich den Himmel erkämpfen zu können.

Das war die Form, in der der deutsche Mensch die christliche Mission begriff. D. h. als eine nur durch Kampf und Einsatz zu lösende Aufgabe! Sie konnte nur gelöst werden, so lange an die Notwendigkeit dieser Mission und an die Notwendigkeit, für einen anerkannten neuen Gott zu kämpfen, geglaubt wurde. Diese Charaktereigenschaft der Europäer ist von der Kirche aus ganz anderen Gesichtspunkten gefordert worden, nämlich, wie ein Historiker sagte: um den Mut der Ritter der Kirche dienstbar zu machen! Der Staatsgedanke dieser Kirche also bestand etwa in der, auch ausgesprochenen, Idee, daß Völker und Staaten gerade soviel wert seien, als sie sich fähig zeigten, einer bestimmten Konfession zu dienen, ihr zum Siege zu verhelfen. Dieser Staatsgedanke der katholischen Kirche des Mittelalters ist im Prinzip nicht sehr verschieden vom Gedanken des späteren Protestantismus, der zwar in vielem dogmatisch sich von der römischen Kirche scheidet, auch bemüht ist, sich den nationalen Be-

dingheiten unmittelbarer anzupassen, jedoch den Sinn der Geschichte ebenfalls in einer solchen Missionierung der Welt erblickt. Und die „allerschlimmsten“ oder „apostolischen“ Könige und Kaiser des Abendlandes haben, auch wenn sie nur ihren Machtwillen und ihre Herrschaft vergrößern wollten, doch auch nicht zuletzt in den überseeischen Kolonisationen den gleichen Sinn, wenigstens nach außen hin, als für sich maßgebend postuliert. In späteren Zeiten haben sie allerdings an die Stelle des Bspiegels, das Christentum unter die Barbaren zu bringen, die eng-lische Form gewählt: die „Humanität“ zu den Regern zu tragen und den Sieg einer sogenannten „internationalen Moral“ über die neue Welt sicherzustellen.

Diese ganze Wertordnung ist heute zusammengebrochen! Wenn wir dies feststellen, so ist das nicht eine Bewältigung unsererseits. Diese Feststellung entspringt auch nicht, wie manche glauben, nur dem Willen, etwas abstraktes Neues zu postulieren, sondern diese Feststellung ist weiter nichts, als die christliche Anerkennung einer inneren Erfahrung eines jeden von uns und die Anerkennung der geistigen Grundlagen des Dritten Deutschen Reiches.

Der Sinn des Volkstums

Das Volkstum wurde von der römischen Kirche betrachtet gleichsam als die Folge eines irgendwie in nicht mehr fassbarer Vergangenheit einmal vorgekommenen Sündenfalles; von seiten der orthodox-evangelischen Kirche hat man diese Anschauung sehr treffend dahin bezeichnet, daß das Volkstum gleichsam „eine Notverordnung Gottes“ sei. Beide Male wurde also zwar eine Tatsache des Daseins anerkannt, aber gleichsam nur als ein Uebel, mit dem man sich irgendwie abfinden mußte, mit dem Ziel, dieses Uebel dann in den Dienst einer höheren kirchlichen Mission und Geschichtsbedeutung zu stellen. Der Sinn, den wir heute mit dem deutschen Kampf und mit deutscher Geschichte verbinden, besteht in der Volkswendung der Deutschen und in der Erkenntnis der Lebensgesetze und in der Sicherung der weißen Rasse auf diesem Erdball. D. h. das Volkstum ist für uns weder ein Sündenfall noch eine Notverordnung Gottes, sondern ein Geschenk und eine Aufgabe. Ein Geschenk, das uns überkommen ist als Einheit aller großen Taten der Vergangenheit in Form unserer Burgen und Dome, unserer Symphonien und Dramen, unserer Bildwerke und Gesänge. Es ist eine Aufgabe, weil unsere Zeit einer neuen sozialen und weltanschaulichen Situation gegenübersteht und dem Schicksal unserer Zeit eben jene Antworten zu geben hat, die nur aus dem Er-leben dieser Zeit geschöpft werden können.

Im Dienst für die edelsten Werte des schicksalsmäßig gegebenen Volkstums erblicken wir ebenfalls einen meta-physischen Auftrag, der diesem ganzen Einsatz des Menschen die höchste Weihe gibt.

Wenn auch das deutsche Kaiserium des früheren Mittelalters manches Jugendbildnis dem Papsttum gegenüber machte, so hinderte dies alles nicht, daß sich die großen deutschen Kaiser ständig in unmittelbarem politischen oder militärischen Protest gegen diese absoluten Herrschaftsansprüche und gegen die Lehre von den zwei Schwertern wandten.

Ueber Luther, Friedrich den Großen und Bismarck hinaus bis in unsere Zeit zieht sich dieser unmittelbare germanische Charakterprotest gegen einen Weltimperialismus. Parallel mit diesem politischen Kampf geht die europäische Naturforschung ihren heroischen Weg der Erforschung der Gesetze des menschlichen Leibes und der Darstellung der Geheimnisse des Lebens. Die Rassenkunde ist also nicht eine plötzlich auftretende Phantastik unserer Zeit, sondern ist nur eine wissenschaftliche Gewißheit als Ergebnis eines 400jährigen Fortschritts der besten geistigen Potenzen Europas. Die Verbindung dieser beiden Elemente aber ist nicht die Politik der Gegenwart, sondern ist im höchsten Maße eine geschichtliche Tatsache.

Die Völkerverwanderung in neuer Sicht

Und noch etwas anderes hat die beiden sonst gegnerischen Gruppen gegen uns geeinigt: die alttestamentliche Lehre, als ob die Völkerverwanderung Europas aus dem Osten in dieses Europa eingewandert seien, und daß somit die kirchliche Behauptung von der asiatischen Herkunft der ganzen europäischen Kultur zu Recht besteht. Der Völkergeschichtsforschung verdanken wir heute den unumstößlichen Beweis, daß der „Sinn“ der großen Wanderungen und der „Sinn“ der ganzen Geschichte nicht von Osten nach Westen ging, sondern daß von Mittel- und Nordeuropa aus mit immer neuen Wellen diese europäischen Völkerröcke in riesigen Wanderungen nach Süden und Südosten, nach Westen und Südwesten gezogen sind, um dort die Grundlagen für neue Kulturen und neue Staaten zu legen. Mit all diesen Einsichten ist das Selbstbewußtsein des europäischen Menschentums gestärkt worden, genau so, wie man es, umgekehrt, durch die frühere kirchliche und pseudo-humanitäre Lehren der Anhebung Vordereuropas zu schwächen sich bemühte. Wir gewinnen damit einen freien Blick über unsere deutsche Geschichte und die Geschichte der europäischen Völker, aber auch für den Sinn und die Schöpferkraft jener arischen Nationen, deren Handeln und Denken einst das Schicksal einer vergangenen Welt bestimmten, deren Werte aber auch heute als Charakterbildendes Vermächtnis zu uns hinüberreichen.

Ich weiß, wie ungeheuer schwer es ist, inmitten einer großen Zeit des Umbruchs hier mit Vorsicht und Sicherheit zugleich eine Umwertung der deutschen und europäischen Geschichte vorzunehmen und die weltanschauliche Haltung der nationalsozialistischen Bewegung gegenüber einer stellenweise noch immer mächtigen Vergangenheit zu verteidigen. Ich weiß sehr wohl, daß damit aber auch eine riesige erzieherische Aufgabe für unsere Bewegung gestellt worden ist; nämlich die Weltgeschichte neu zu schreiben, und daß die Bewältigung dieser Aufgabe viele, viele Jahre, ja Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird.

Der Reichsstudienführer in Triest

Besprechungen mit Starace

dnh. Triest, 3.4.

Auf Einladung der „Gruppi Universitari Fascisti“ befindet sich Reichsstudienführer Dr. Scheel mit 15 Mitarbeitern auf einer offiziellen Besuchsreise durch Italien. Die deutsche Abordnung wurde bereits an der Grenze von einer Abordnung von italienischen Studienführern empfangen. Auf den einzelnen Bahnstationen auf dem Wege nach Triest waren zur Begrüßung der deutschen Gäste Formationen der Partei mit präsentiertem Gewehr angetreten.

Am Sonntag fand in Triest in Gegenwart des Reichsstudienführers und seiner Mitarbeiter die Vereidigung der zu dem „Vittoriale“ gemeldeten 2000 Weikämpfer durch den Parteisekretär, Minister Starace, statt. Nach einem Rundgang durch die Leistungsschau studentischen Kunstschaffens hatten Minister Starace und der Reichsstudienführer eine längere Aussprache über die Gestaltung einer noch engeren Zusammenarbeit der deutschen und der italienischen Studenten. Bei einem gemeinsamen Mittagessen, das an Bord des Dampfers „Conte Rosso“ stattfand und eine große Zahl hoher Parteiführer mit den Redatoren sämtlicher italienischer Hochschulen vereinigte, feierten Minister Starace und Dr. Scheel die herzlichste Aussprache fort.

„Großräumiges Denken“

Professor Carl Schmitt sprach in Kiel

dnb. Kiel, 3. 4.

Das Institut für Politik und internationales Recht an der Universität Kiel, veranstaltet zur Zeit eine Arbeitstagung, bei der am Sonnabend Prof. Dr. Berzowski (Wien), einen Vortrag über „Die Minderheiten als Rechtsproblem“ hielt.

Der Referent unterschied vor allem zwischen der französischen und der deutschen Auffassung der Volksgruppenfrage. Die französische Literatur behandelte das Problem fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Völkerrechts. Die Rechte der Volksgruppen erschienen als Teil der allgemeinen Menschenrechte der Individuen, daher operierte diese Auffassung auch ständig mit dem Begriff der „Minderheiten“. Der nationalsozialistische Staat sehe das Minderheitenproblem ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung des Volkstums. Die polnische Auffassung sei der deutschen ähnlich.

Nachmittags sprach Staatsrat Prof. Dr. Carl Schmitt, Berlin, über „Völkerrrechtliche Großraumprinzipien“. Das Völkerrrecht, so führte er u. a. aus, habe es nicht nur mit Volksgemeinschaften, sondern auch mit konkreten Raumordnungen zu tun. Die Entwicklung der modernen Technik, des Flugwesens und des Radios drängten zum Großraum, und zwar zum natürlichen großräumigen Denken. Die Politik des englischen Weltreiches denke z. B. nicht in Räumen, sondern in Straßen und Verkehrswegen; sie enthalte darum kein eigentliches Ordnungsprinzip, sondern nur eine Umschreibung des bloßen Besitzinteresses. In dem bisherigen System des Völkerrechts ist das Recht zum Selbstbehauptungsrecht und dem Völkergemeinschaftsrecht nicht außer dem völkerrrechtlichen Rahmen hinausgewichen. Die große Erklärung des Führers vom 20. Februar 1938, durch die ein Schutzrecht für alle deutschen Volksgruppen in Anspruch genommen wird, hat gegenüber dem mittel- und osteuropäischen Großraum die Wirkung eines ordnungsgeschaffenden völkerrrechtlichen Grundgesetzes. Durch die Tat des Führers ist Deutschland ein starkes Reich geworden. Reiche — nicht Staaten — seien die wahren Träger und Gestalter des Völkerrrechts.

Selbstmord des Obersten Slawek

Einer der engsten Mitarbeiter Pilsudskis
Von unserem Berichterstatter

dnb. Warschau, 3. 4.

Oberst Slawek hat Sonntagabend in seiner Wohnung in Warschau Selbstmord begangen. Oberst Slawek, der Junggeheile ist, befand sich allein in seiner Wohnung, jedoch wurde der Schuß durch einen Nachbarn gehört. In einem hoffnungslosen Zustand wurde der Oberst ins Krankenhaus übergeführt, wo man sofort eine Operation vornahm. Die Regel wurde aus dem Kopf entfernt, jedoch ist Oberst Slawek in den Morgenstunden verstorben. Der Oberst hat einen Brief an seinen Freund, Senator Oberst Pryzior, hinterlassen. In einer offiziellen Verlautbarung wird gesagt, daß Oberst Slawek davor warne, nach Schulbigen zu suchen. Ueber die Gründe des Selbstmordes wird in der Verlautbarung nichts angegeben.

In Warschauer politischen Kreisen hat der Vorfall ungeheuren Eindruck hervorgerufen. Oberst Slawek ist eine der markantesten Figuren des Pilsudskismus.

Todesurteil vollstreckt

Autofahrer Walter Giesgen hingerichtet

dnb. Berlin, 3. 4.

Der vom Reichsgericht am Sonnabend, dem 1. 4., wegen Verbrechen gegen das Autokennzeichen, wegen Mordes und Befehls zum Tode verurteilte Walter Giesgen wurde heute hingerichtet.

Die Wahlen in Belgien

Die Katholiken stärkste Partei

Von unserem Berichterstatter

ik. Brüssel, 3. 4.

Das vorläufige Gesamtergebnis der am Sonntag in Belgien abgehaltenen Wahlen bietet nachstehendes Bild (die Zusammensetzung der alten Kammer ist in Klammern angegeben): Katholiken 74 (63), Sozialdemokraten 68 (70), Liberale 28 (29), Flämische Nationalisten 15 (16), Registen 6 (21), Kommunisten 10 (9). Es ist möglich, daß diese vorläufigen Gesamtziffern durch einige noch ausstehende Ergebnisse eine kleine Korrektur erfahren. Das Gesamtbild wird sich jedoch nicht mehr nennenswert ändern.

Für den Senat lautet das Ergebnis: Katholiken 38 (plus 4); Sozialdemokraten 35 (minus 4); Liberale 16 (plus 5); Flämische Nationalisten 8 (plus 3); Kommunisten 3 (minus 1); Registen 1 (minus 7). Zusammen: 101 Senatoren. Von den übrigen 66 Senatoren werden 44 durch die Provinzialräte und 22 durch den Senat selbst durch Wahl bestellt werden. Diese Ergebnisse werden erst am 12. April bekannt werden.

Die Wahlen haben im allgemeinen einen ruhigen Verlauf genommen. In mehreren Orten ereigneten sich jedoch zum Wochenende Zusammenstöße zwischen parteipolitischen Gegnern. Ein besonders erster Zwischenfall dieser Art wird aus einer kleinen flämischen Gemeinde gemeldet, wo es am Sonnabendabend bei einer Kundgebung der Katholischen Partei zu einem blutigen Handgemenge zwischen ihren Anhängern und flämischen Nationalisten kam. Hierbei wurden sogar Revolververletzungen gemeldet, durch die ein flämischer Nationalist getötet wurde.

Die Sozialdemokraten haben sich im allgemeinen behauptet; in mehreren Wahlbezirken haben sie jedoch Stimmen an die Kommunisten abgeben müssen. Die Liberalen haben in einigen Orten einen erheblichen Stimmengewinn zu verzeichnen, während sie sich in anderen Orten nur behaupten konnten oder auch Einbußen erlitten. Ein ähnliches Bild bietet sich bei den flämischen Nationalisten, bei denen freilich die Stimmverluste die Stimmgewinne überwiegen.

Die Hauptleidtragenden des jetzigen Wahlgangs sind jedoch, wie dies bereits vorausgesehen war, die Registen.

Arbeit für das Bauerntum

Darüber vor dem agrarpolitischen Apparat

dnb. Burg Vogelsang, 3. 4.

Im Mittelpunkt der ersten Arbeitstagung des Reichsamtes für Agrarpolitik auf Burg Vogelsang standen Vorträge über die gegenwärtige politische und weltanschauliche Lage. Reichshauptamtsleiter Billiens gab einen Überblick über die Entstehung und Entwicklung des agrarpolitischen Apparates und stellte dem agrarpolitischen Führerkreis der Partei die Aufgabe, in verstärktem Maße die Aufgaben im deutschen Lebensraum zu erkennen und für sie zu arbeiten.

In einem Bildvortrag behandelte Reichshauptamtsleiter Dr. Reiche die Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer verstärkten Neubildung deutschen Bauerntums. Dr. Reiche erklärte, daß die Partei, die immer die Forderung nach Siedlungsland erhoben habe, auch die Voraussetzung zu dessen Erschließung nach nationalsozialistischen Grundgedanken schaffen werde. Dann sprach der Leiter des Hauptbildungsamtes, Stellvertreter Gauleiter Schmidt, über die Aufgaben, die in der politischen

Sie haben in einer ganzen Reihe von Wahlbezirken Einbußen von mehr als 50 Proz. hinnehmen müssen. In manchen Orten sind sie so stark dezimiert, daß sie überhaupt nicht mehr ins Gewicht fallen.

Von unserem Berichterstatter

ot. Köln, 3. 4.

In Eupen-Malmedy hat der Wahltag überall einen ruhigen Verlauf genommen. In den meisten Bezirken wurde zwar die örtliche Gendarmerie verstärkt, doch hat sich diese Maßnahme in Anbetracht der Disziplin der heimtreuen Bevölkerung als überflüssig erwiesen. Lediglich an Sonnabend ereigneten sich einige kleinere Zwischenfälle, die jedoch schnell beigelegt wurden.

In Eupen, dem Schauplatz einer eindrucksvollen Schlusssitzung der Heimtreuen Front, wurde ein Anstammungsverbot erlassen, ebenso wurde in verschiedenen Orten von der Polizei ein Wahlplakat der Heimtreuen Front entfernt oder mit Teer überstrichen.

Das hervorsteckendste Merkmal der Wahl ist jedoch die Tatsache, daß sich die Heimtreue Front trotz des Druckes von kirchlicher Seite sehr gut behauptet hat. Nach den vorläufigen Ergebnissen ist die Heimtreue Front mit 726 Stimmen die stärkste Partei in Eupen-Malmedy. Es ist zwar ein geringer Stimmenrückgang gegenüber 1936 festzustellen, man muß jedoch dabei berücksichtigen, daß bei den Kammerwahlen 1936 für die Heimtreue Front die Parole weißer Stimmzettel ausgegeben hatte, in den 880 weißen Zetteln auch die unglücklichen Stimmen enthalten waren. Besser ist ein Vergleich mit den Provinzialwahlen 1936, bei denen die Heimtreue Front 8400 Stimmen auf sich vereinigte. Bemerkenswert ist bei der Wahl der Rückgang der Registen, die weit mehr als die Hälfte ihrer Stimmen verloren. Es ist anzunehmen, daß diese früheren Registenwähler zur Katholischen Union gestoßen sind, die ihre Stimmzahl von 5030 auf 6047 erhöhen konnte. Fast halbiert haben sich die Sozialisten, die von 1174 auf 604 Stimmen sanken; die Kommunisten erzielten nur noch 182 Stimmen.

Einwanderung der Gegenwart dem Nationalsozialismus gestellt sind.

Der Höhepunkt der Tagung bildete die Rede des Reichsleiters Darré. Er rief seinen Mitarbeitern noch einmal die Zeit des Kampfes um die Macht und die Zeit des Aufbaues ins Gedächtnis und führte dann u. a. aus: Der Aufbau des Reichsnährstandes habe bewiesen, daß die Partei in dem agrarpolitischen Apparat ein Instrument geschaffen habe, das den Forderungen des Nationalsozialismus jederzeit gerecht werde. Das müsse auch in Zukunft so bleiben. Er kam dann auf die grundsätzlichen Aufgaben zu sprechen, deren Erfüllung für den agrarpolitischen Apparat eine vollen- und staatspolitische Pflicht sei. Der Gedanke von Blut und Boden und der Rasse habe seine Durchsetzung nur im Kampf erreichen können, und die Forderung nach Festigung und Beständigkeit des Bauerntums müsse den gleichen kämpferischen Einsatz in der künftigen Arbeit voraussetzen. Bei der sich mehrenden Industrialisierung müsse das Volk immer stärker mit dem Gedanken von Blut und Boden durchdrungen werden. Wenn die Beständigkeit des Blutes gewährleistet werden solle, dann müsse das Bauerntum stark und gesund erhalten bleiben. Die einzige Gewähr zur Erhaltung eines wehrhaften und rassistisch starken Volkes sei die Erkenntnis der biologischen Bedeutung und Kraft des Bauerntums.

Kurze Nachrichten

Ribbentrop gratuliert dem Großadmiral

Reichsaußenminister von Ribbentrop hat dem Großadmiral Raeder zu seiner Beförderung ein herzlich gehaltenes Glückwunschtelegramm geschickt.

Generaloberst v. Fritsch in Schwerin

Am Sonnabend und Sonntag fand in Schwerin ein Treffen der alten Offiziere des ehemaligen 2. Preussischen Artillerie-Regiments statt, zu dem auch Generaloberst Freiherr v. Fritsch nach Schwerin gekommen war. Das Artillerie-Regiment 12, dessen Chef der Generaloberst ist, veranlaßte zu seinen Ehren am Sonnabend auf dem Hof der Freiherr-von-Fritsch-Kaserne einen berittenen Zapfenstreich.

Dr. Gürtner in Innsbruck

Am Sonnabend wurde der Reichsminister der Justiz, Dr. Gürtner, in Innsbruck, um hier die Amtseinführung des neuen Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Strigl und des Generalstaatsanwalts Dr. Moser vorzunehmen.

NSB-Tagung in Marienbad

In Marienbad findet in der Zeit vom 2. bis 6. April die diesjährige Reichsarbeitsstagung des Amtes Wohlfahrts- und Jugendhilfe der NSB statt. An ihr nehmen die Gauamtsleiter aus dem ganzen Reichsgebiet mit den Wohlfahrtsabteilungsleitern teil.

Jahresversammlung des Deutschen Museums

Das Deutsche Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaften und Technik bezieht am 6. und 7. Mai seine diesjährige Jahresversammlung. Der Haupttag ist nach altem Brauch der Geburtstag des Gründers des Deutschen Museums, Oskar von Miller, am 7. Mai.

Dr. Goebbels auf Rhodos

dnb. Rom, 3. 4.

Reichspropagandaminister Dr. Goebbels ist am Sonntagabend im Flugzeug zu einem zweitägigen Erholungsaufenthalt in Rhodos eingetroffen. Zur Begrüßung des Reichsministers waren auf dem Flughafen Vertreter von Partei und Behörden, darunter der Gauleiter und der Kommandant des Luftkreises Rhodos, erschienen. Auf dem Wege zum Hotel wurde Dr. Goebbels unter lebhaften Heilrufen auf den Führer und für den Duce von der Bevölkerung aufs herzlichste begrüßt.

Sondervorstellung für die Wehrmacht

Im tschechischen Nationaltheater

daz. Prag, 2. 4. (Eigenbericht)

Das tschechische Nationaltheater gab am Sonntag nachmittag eine Sondervorstellung für die Angehörigen der deutschen Wehrmacht. Zur Aufführung gelangte „Die verkaufte Braut“ von Smetana. Das Haus, das bis auf den letzten Platz besetzt war, spendete der künstlerischen Leistung der tschechischen Schauspieler großen Beifall. Der Prager Sonderveranstaltungs gängen, wie gemeldet, in Brunn und Pilsen ähnliche Veranstaltungen voraus.

Hauptschiffleiter: Dr. Karl Siller

Stellvertreter: Oskar Best

Verantwortliche Schriftleiter: Otto Kossdorf und Dr. Max Glanz (Ausschere); Dr. Willy Boer (Annores); Franz Kunzendorf (Lokales); Dr. Paul Fechter (Fassleiten); Erich Schönborn (Sport); Dr. Josef Wünsch (Wirtschaft); Kurt Walter Usatinsky (Nachrichtendienst). Dienstleiter: Erich Eggeling (Berliner Ausgabe); Wilhelm Renner und Oskar Werner (Reichsausgabe). Bilder: Hauptverteilung. Anzeigenleiter: Willi Mühl; verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen: Hanns Ingeluf, sämtlich Berlin. D. A. II. über 7000, Sonntags über 9000. Verlag: Deutscher Verlag, Berlin SW 68. Druck: Wilhelm Greve, Aktiengesellschaft, Berlin SW 68. Für unverlangt eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Verantwortung. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 6 gültig.

Dieser Anzeigenraum ist nach unseren Ideen gestaltet. Jede Nachahmung ist verboten!

„Die deutsche Mannschaff in großer Form“

wie oft liest man diese Wendung in Sportberichten der Tageszeitungen. Man sagt, die gute Form ist entscheidend — man kann sogar in Höchstform sein.

Wer gute Umgangsformen hat, kommt besser durch's Leben. Von der Lebens-Form und -Weise hängt das Glück ab.

Der Herr von heute stellt sich noch mehr auf die gute Form ein. Er hält sich nicht nur in Form, bewegt sich nicht nur in guten Umgangsformen, er trägt darüber hinaus noch einen „formtreu“, d. h. einen Anzug, der durch die elastische „formtreu“-Einlage die gute Form hält.

Einen solchen Anzug gibt es bei C & A. Und für tausende und abertausende gut angezogener Herren ist „formtreu“ ein Begriff für gute Kleidung geworden.

Es liegt auf der Hand.
Bartaus ist doch vorteilhafter

Wunderwirkung.

Der neunzigjährige Professor Schuchbauer macht jeden Morgen, wenn die Witterung es gestattet, einen Spaziergang durch den Tiergarten mit seinem treuen Freunde, dem ebenfalls schon hochbetagten Sanitätsrat Berger. Zuweilen scheint die Sonne jetzt schon mit einer so frühlingmilden, wonnigen Wärme, daß die beiden alten Herren ihre Überzüge unter den Arm nehmen, und so wandeln sie bedächtig einher, mal in die Welt hinaus blickend, mal in ihr Leben zurück — einmal plaudernd, einmal in sich gefehrt.

Eines Morgens begegnet den beiden weißhaarigen Spaziergängern, als sie gerade in einen Seitenweg einbiegen, ein gar niedliches Fräulein, das die Jugendfrische und Anmut selbst zu



Handgreifliche Tatsachen

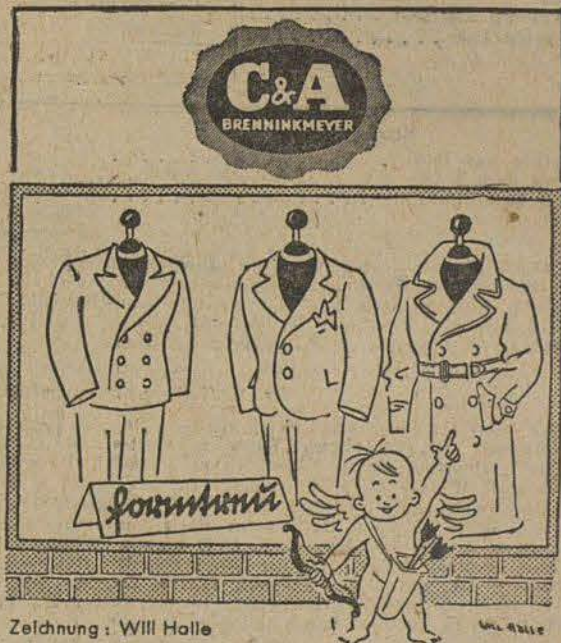
Ebenso wie keinem Menschen mehr einfaßt, die Elastizität des Bogens zu bezweifeln, so wenig bezweifeln „formtreu“-Kenner den Vorzug der elastischen „formtreu“-Einlage. Sie ist eben elastisch. Männer, die „formtreu“-tragen, wissen diesen Vorteil zu schätzen. Warum also zurückstehen, wenn Ihnen ein Mehr an Kaufvorteilen geboten wird. Prüfen Sie bei C & A die „formtreu“-Kleidung, denn

sein scheint. Von einer plötzlichen, unwiderstehlichen Bewunderung erfaßt, bleibt der graue Professor wie angewurzelt stehen und blickt dem schönen jungen Geschöpf nach, wie es die Allee hinabgeht. Dann wendet er sich zu dem Sanitätsrat und sagt leuchtend: „Ach, mein Lieber, was würde ich darum geben, wenn ich noch einmal siebzig wäre!“

Der Sanitätsrat blickt träumerisch nach den knospenden Bäumen, die — auch die ältesten — in frisches Grün zu fleischen sich anschicken. Nur die Menschen macht Gott nicht wieder neu im März oder im Mai, denkt er. Können sie sich aber nicht selbst verjüngen? „Professorchen“, ruft er plötzlich, sich an den Kopf fassend — „lebst weiß ich, was uns fehlt — ein formtreu-Anzug — mit dem kannst du noch viel jünger ausleben als siebzig und brauchst gar nicht viel dafür zu geben. Kauf dir bei C & A einen frühlingsangenehmen mit der bekannten „formtreu“-Einlage, die zwischen Oberstoff und Futter eingearbeitet ist.“

Es liegt auf der Hand.

Wer bar verkauft, kann billiger sein. C & A verkauft nur gegen bar. Das ist der große Vorteil aller C & A-Kunden. Denn: daß C & A-Sachen trotz niedriger C & A-Preise immer Qualität sind, das ist genügend bekannt!



Zeichnung: Willi Halle

formtreu
gibts bei

C & A
BRENNINKMEYER

Oranienstr. 40 am Oranienplatz • Königsstr. 33
Chausseestraße 113 • Wilhelmsdorfer Straße 108

503

„Auf formtreu schieß ich am liebsten!“

